

BIBLIOTEKA

Instytutu
B. H. H. H. H.

w B. H. H. H.

54551

E 2946 I

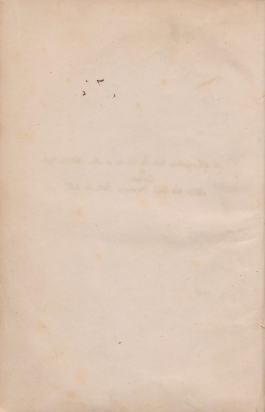
Dy 82



cf. *Opuntia* 1851. N. 42. no. p. 180. 1852. p. 180.

or
Adams,

Adams for Wm. Chubb. 1852. No. 255.



E 8946 I

Die Hanse
und *LD*
der deutsche Ritter-Orden
in den Ostseeländern.

Von

Rudr von Schlözer.



Berlin 1851.

Verlag von Wilhelm Hertz.

(Reichliche Ausstattung.)



5454

5813

1580

V o r w o r t.

Die vorliegenden Blätter, welche sich unmittelbar meiner im vorigen Jahre veröffentlichten Schrift über „Friesland und die Anfänge deutschen Lebens im baltischen Norden“ anschließen, behandeln die äußere Geschichte der deutschen Ostseeländer von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Es sind dies die Zeiten, in welchen wir Friesland und Ostland mit dem deutschen Reiche in den engsten Verband treten, den norddeutschen Städteverein der Hanse entstehen und diesen Bund wie auch den deutschen Ritterorden in den baltischen Gebieten zur höchsten Blüthe ihrer Macht gelangen sehen.

Eine weitere Aufgabe wird für mich die sein, in ähnlicher Weise die Geschichte der deutschen Ostsee-

länder während des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu bearbeiten. Hier kam es mir darauf an, die glänzende Periode des baltischen Ritterstaates und des Hanfabundes zu schildern. Eine kurze Geschichte Lübecks bildet füglich den Eingang der Schrift.

Inhalt.

I.

Geschichte Lübeck. Das westliche Lübeck. Das Schaumburgische Lübeck. Das westliche Lübeck. Gemüth der Pörs und Kaiser Friedrich I. Die Reichshofstadt Lübeck. Lübeck wird bürgerlich. Selbstbestimmung Lübeck. Die Schlacht bei Verschoor. Lübeck Stellung zum Norden Seite 1.

II.

Der Norden Deutschlands um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Städtegründungen an den Küsten der Ostsee. Handelsverbindungen der Städte. Blick auf die Lage des deutschen Reiches. Die Mongolen. Tod Kaiser Friedrich II. Das Interregnum. Richard von Cornwallis. Das Reich ist sich selbst überlassen. Unmäßige Vertheilung der Güter. Der Kampf der norddeutschen Städte gegen Rom gegen im Jahre 1284 gleicht ihnen blutige Sold und Bestätigung. Lübeck die vornehmste Stadt des Bundes. Der lituanische Kaiserin Maria Ganda Seite 24.

III.

Der deutsche Orden. Die Kämpfe der Ritter gegen die Tataren und Litauer werden allmählig eine Angelegenheit der ganzen

deutschen Nation. Zahlreiche deutsche Fürsten führen selbst den Orden aus Ostpreußen zu. Innere Einrichtung des baltischen Ritterthums. Die Geistlichkeit in Preußen und Livland. Bischof Nikolaus von Riga. Albert Burchard. Der Deutsche Einikels Bischof. Graf von Buzaga besetzt im Jahre 1243 unter dem Namen Innocenz IV den päpstlichen Thron. Seine Thronansprüche für die Ostseeländer und die heutigen holländischen Frieslanden. Das Genöth zu Riga. Stellung der russischen Kirche zum römischen Stuhl. Koenigstein. Alexander Newsky. Innocenz IV ernannt Albert zum Legaten und Erzbischof der baltischen Kirchenländer Seite 44.

IV.

Albert auf dem Gipfel seiner Macht. Riga wird zum Sitz des Metropolitans erhoben. Ernennung des Erzbischofs mit dem Ritterorden. Der Landmeister Dietrich von Orlingen. In Tüchel wird ein Tag zur Besprechung des Landmeisters mit dem Erzbischof angesetzt. Albert erscheint nicht. Orlingen wendet sich an den Papst. Albert wird seiner Legatenwürde enthoben. Seine Macht im Osten. Seine Stellung zu England und zu Litthauen. Geringer Einfluß des rigischen Erzbischofs auf die holländischen Verhältnisse in den preussischen Bisthümern. Albert versucht, sich völlig mit dem Orden auszugleichen. Unmöglichkeit des Friedens. Der Erzbischof in seiner Kapelle den Ordensrittern gefangen genommen. Alberts Ende Seite 61.

V.

Kriegerische Thätigkeit des Ordens. Bei Alexander Newsky. Großfürst Jaroslaw in Koenigstein. Einfälle der Koenigroder in Oßland. Schlacht bei Wendenburg am 18. Februar 1268. Bischof Alexander von Dorpat fällt im Kampfe. Der Landmeister von Holland Otto von Rovenstein zieht im Frühjahr 1268 gegen Litauen. Zugleich geht Gerhard von Rander nach Tüchel. Ver-

gelycke Belagerung Belosë im Juni. Der Orden umschlingt. Am 31. Mai 1268 schläft Conrad von Marburg mit Tüdel ein Blutriss ab, wonach die Brighshart für die nächste Zeit allen Handel mit Regerod verbietet. Umriß in Regerod. Versammlung der Bürger in der Tschienkischule. Jaroslav vertrieben. Dieser sucht frische Güter, um Regerod wieder zu erobern. Regerod rüflet. Der Metropolit Cyrillus gleicht die feindlichen Parteien mit einander aus. Jaroslav zieht in Regerod ein. Katholisch-orthodoxe Gesandtschaft in Regerod. Jaroslav erhält im Jahre 1269 den vorläufigen deutschen Handelsknecht einen Brief Seite 73.

VI.

Adolf von Habsburg und der heilige Orden. Neue Einrichtungen des Ordens mit der heiligen Geistlichkeit. Diese führen Klage beim Papste. Aufhebung des Tempelordens. Geistliche Lage des deutschen Ordens. Der Sitz des Hochmeisters wird von Breda nach Marienburg verlegt. Hochmeister Radek des Mittelalters. Der schwarze Tod. Volkstherapungen in Europa. Umriß in Ostland. Der Orden rückt ein, um sie zu befreien. Adolf Waldemar IV verkauft sein ostländisches Herzogthum an den deutschen Orden. Der Handel Seite 85.

VII.

Die Hanse. Der innere Organismus des Handels. Seine auswärtigen Centere in Regerod, Bergen, London, Brügge. Handels- und Erzeugnisse der Hanse. Politik der Hanse. Ansprüche derselben auf die alleinige Herrschaft in der Ostsee. Strenge Prohibitionsgeetze gegen Fremde und Außerhanse. Wichtigstellung Stellung nach Tüdel. Adolf Waldemar IV erobert i. J. 1361 die Insel Ostland. Die Hanse steht sich zum Kriege gegen Dänemark. Beginn des Krieges i. J. 1362. Kopenhagen von den Hanseaten besetzt. Belagerung Gelsingborgs durch den Lüder

Vorgewiesener Wittenberg. Waldemar benützt sich eines Theils
der hanseatischen Flotte. Wittenbergs Entscheidung. Waffensieg
der Städte mit Dänemark Seite 116.

VIII.

Zweiter Kampf der Hanse mit Dänemark. Das Bischofslager
der Hanse in Schonen. Geschichte des Göttinge. Der Bischof ver-
läßt im Jahre 1313 die vornehmsten Räten. Blöße der schenischen
Hinterlassung. Waldemars Eingriffe in die Rechte der dortigen
Deutschen. Ueberallige Kämpfe der Hanseaten gegen Däne-
mark. Tagesfahrt zu Geln im November 1367. Beginn des Krie-
ges Ostern 1368. Waldemar verläßt sein Reich. Die Hanseaten
verheeren die dänischen Inseln. Friedensverhandlungen zu Stral-
sund. Die Hanse erhält auf fünfzehn Jahre die Herrschaft auf
Schonen. Waldemars Rückkehr nach Dänemark. Tod des Königs.
Kaiser Karl IV von Deutschland. Seine Eidlösung zum Nutzen des
Reiches. Reise des Kaisers nach Friburg im Jahre 1375. Ent-
scheidung dänisch. Schluß Seite 129.

I.

In demselben Jahre 1458, da Livland durch brennische Schiffe erobert wurde, legte Herzog Heinrich der Dritte an der Traube den Grund zu der heutigen Stadt Riga.

Schon lange vor jener Eroberung hatte der Traubenfluß zu nichterholtem Male feste Bastionen, Stapelorte und geistliche Stiftungen weltlicher und sächsischer Völkergemeinschaften an seinen Ufern entstehen sehen. Doch keine dieser Anlagen war von Dauer und Bestand gewesen. Nur allmählig, unter mühsamen Anstrengungen vieler Menschenalter schien sich der Boden ebenen zu wollen, auf dem endlich die stolze Stadt des Rigaer Herzogs sich erheben sollte.

Noch gegen Ende des zehnten Jahrhunderts lag alles Traubenland im Dunkel wendischen Heidenthums, und eben damals, als sich bereits die Macht des Byzantiner an der Weiser aufs glänzendste entfaltet hatte, das junge Hamburg schon im raschen Verlehrs und Wohlstand stah, war das Eutruagebiet der Traube bis an die Ostpreußen noch unbesiedelt der Schauplatz wilder Kämpfe der Obotriten, Wagrier und anderer slawischer Völkergemeinschaften, die trotz jedem Antrange christlichen Lebens sich entgegenstimmten.

Erst um die Mitte des elften Jahrhunderts, als Alalbert von Bremen den ganzen europäischen Norden mit dem Ruhme seiner Herrschermacht erfüllte, wurden auch Wagrien und die Trantenlandschaften aus ihrer Abgeschlossenheit herausgerissen und in den Kreis der Welttheilnahme der brenner Kirche gezogen.

Am linken Ufer der Trave, wo diese die Schwartau anrührt, entstand nun plötzlich ein feiner Platz, Namens Zewitz oder Züdel, den Spätere zum Unterschiede von der nachmaligen Ortschaft gleichen Namens gewöhnlich Alten-Züdel, Alt-Züdel zu nennen pflegten. Dort legte Gottschalk, ein frommer Weidensfürst, auf Antrieb seines Freundes, des brenner Erzbischofs Adalbert, die erste christliche Kirche an. Bald schauerten sich um diese junge Eristung die Wälschen, Mönche und Nonnen der Nachbarschaft, um von dort aus den heidnischen Bewohnern der Trantenauer die neue Lehre zu verkünden. Das Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als Heinrich der Löwe, Gottschalks Sohn und Nachfolger, das inzwischen ansehnlich vergrößerte und befestigte Züdel zur Hauptstadt seines mächtigen Wendereiches auswählte und hier sein kriegeriſches Heerlager aufschlug. Zugleich belebte sich der Fremden- und Geschäftsverkehr der Stadt besonders durch ihre vortheilhafte Lage an der großen skandinavisch-italienischen Handelsstraße, auf der ihr Reisekarren aller Art und zahlreiche Kaufleute mit ihren Waarenlagen von Süden wie vom Nothen zugeführt wurden. Dieser alte Verkehrsweg, der damals bereits vielbesucht und nach Rastorten und Entleeren genau bestimmt war, ging von Italien über

Trient, Bogen, Inspruck nach Augsburg, zog sich von da über Würzburg, Eßnach, Okerze, Hechtel und Braunschweig bis zur Elbe, süßte dann gen Witten und Alt-Zübed und verweilte sich von hier aus nach Danemarf und nach den skandinavischen Völkern. Auf dieser Straße besuchte der nordische Handelsmann seine Waaren den Sitten zu. Oben dort zog König Erik im Jahre 1098 von Danemarf nach Italien. Denselben Weg endlich wählten meistens die italienischen Pilgrime und Reisenden, welche zu jener Zeit schon häufig von ihrem nordischen Ufande aus die abenteuerlichen „Eübergänge“ unternahmen, um auf den deutschen und lombardischen Hochschulen sich in den Wissenschaften zu bilden, oder nach Rom zum heiligen Vater zu wallfahren. Auf einer ihrer aus erhaltenen Kaiserurkunden wird bereits das alte Zübed als eine Hauptstation genannt.

Aber das rasche Emporklücken dieser westlichen Völkerlassung reizte die Eifersucht der Nachbarvölker. Im Jahre 1138 ließen die Kügier mit einem starken Raubgeschwader in die Lüne in, brangen bis Zübed vor, verwißten die Burg und Umgebung, und zwangen die Einwohner mit ihrem Geistlichen die Flucht zu ergreifen.

Nach vollbrachter That zogen die Piraten freilich wieder fremdwärtig den Meere zu, jedoch die Herrschaft der Oberrhen war durch den plötzlichen Fall ihrer Königschaft für alle Zeit im Lüne land gebrochen. Alten-Zübed fand zu einem wichtigen Stützpunkte herab und an die Stelle der vernichteten Werkenmacht trat jetzt, vom neuen Holstein ausgehend, die Herrschaft eines deutschen Grafen, der bald das Strom-

gebildet der Trave zu neuem Ansehen hob, das andere Lübeck gründete, und hier auf nordischen Boden den Keim zu frischen, deutschen Leben legte.

Danald hatte der schauenburgische Graf Adolf II die ihm von seinem Vater zugefallene Lehnsherrschaft über Helgoland angetreten; ein thatenlustiger Herr, kühn wo es zu erwerben und zu erobern galt, klug und gewandt, um das damals Gemeinere sich zu erhalten, und in der Leitung der Menschen so geschickt, daß die Verwöhnten Helgoländer, die, wie ein Zeitgenosse meinet, vermilbert waren gleich „ungezügelter Waldfeld“, sich unter seinem starken Regimente allmählig an Ordnung und Gehorsam gewöhnten.

Mit richtigem Blick erkannte Adolf bald die hohe politische - commerciale Bedeutung, die sich an den Besitz der Inseln knüpfte, und schon im Jahre 1143 begann er dort eine neue Stadt zu bauen, die er nach der vorerwähnten nordischen Niederlassung Lübeck benannte.

Unra zwei Meilen oberhalb ihrer Mündung in die Ostsee umfließt die Trave in bogenförmiger Krümmung den westlichen Fuß eines langgestreckten Hügel, der sich vom Süden nach Norden ausdehnend, gen Osten sanft hin zum Wadenflusse abfällt, und der wahrscheinlich wegen seiner damaligen reichen Buchenwälder bei den vorstigen Wenden der Wulst hieß. Auf dieser halbinselartig zwischen den beiden Flüssen Trave und Wadenig eingeengten Höhe, die von Natur zum beherrschenden Windpunkte der ganzen Umgegend ausgezeichnet ist, entstand das Lübeck des Schauenburgischen Grafen.

In Folge einer Meeresfluth, die um jene Zeit verheerend über die Küsten der Niederlande einbrach, waren eine Menge Flanدرer aus ihrem heimatlichen Zepen vertrieben worden. Die Geschicklichkeit der Niederländer im Abbau nordischen Erzeugnisse hatte Graf Adolf bereits an der Küste und Eider erprobt; jetzt sollte dieser betriebene Menschenschlag ihm helfen, das Wochsthum und die merkantile Bedeutung seines jungen Lübeck zu befördern. Und wohl gelang es ihm. Bald füllte sich der Platz mit Kolonisten aller Art. „Von Tag zu Tag hob sich der herrige Markt und mehrte sich die Zahl der Kauffahrer.“ Nach wenigen Jahren schon hatte Lübeck durch Handelsbätigkeit und Kunst die Wehrzahl seiner Nachbarstädte überflügelt.

Unter diesen ständigen Aufschwünge der Tratenstraße um aber vor Allen das alle Vorbemerkel im Rändeburgischen, das plötzlich sich seines ganzen, bis dahin mit dem glücklichsten Erfolg betriebenen schäffisch-baltischen Geschäffes beraubt sah, und binnen Kurzem völlig zu verenden drohte, da seine reichsten Handelsleute sich schon genöthigt hielten auszuwandern und nach Lübeck überzusiedeln. Die Stadt wäre sicherlich um ihrem Handelsstet gekommen, wenn sie nicht an ihrem Erzeuger Heinrich, dem jungen Lüben, einen kräftigen Beschützer gefunden hätte, der willig diese Gelegenheit ergriff, um im Norden Deutschlands langgehegte Pläne zur Ausföhrung zu bringen.

Heinrich fand damals in der vollen Kraft des Jünglingsalters. Ein schweres, wechselvolles Leben lag hinter ihm, und hatte in dem jungen Fürstensehne früh den mändlichen

Erst, wie seinen angehörten Sinn für staatliche Verhältnisse gewacht. Kaum zehn Jahre alt, verlor er den Vater Herzog Heinrich den Ersten, der, einß Schlichter über das veräinle Baiern- und Sachsenland, nach kurz vor seinem Tode durch kaiserliche Schiedsclärung der Herrschaft über jene beiden Reichstheile entsiegt war. Vier Jahre später ward seinen Sohne Heinrich das Recht auf die sächsische Erblande wieder zuerkannt, Baiern aber blieb in den Händen des ihm feindlichen Babenbergers. Nun suchte der herrschbegierige Waise auf anderen Bahnen zu Ruhm und Ansehen zu gelangen. Sein Blick richtete sich auf die Eroberung des baltisch-nordischen Reichens. Hier galt es, eine selbststänbige Herrschaft zu gründen, einen eignen Staat zu schaffen, der, unabhängig von der deutschen Reichsgewalt, ihm für das verlorene bairische Besitzthum Ersatz gewähren sollte. Im Jahre 1148 zog Heinrich mit seinen sächsischen Kriegern gegen das Reich der mächtigen Oberrheinländer.

Mit der allmähligen Vermiccligung solcher Entwürfe mußte aber in dem Welfenherzog gar bald der Wunsch nach dem Besitze der Lehenlandtschaft rege werden, wo sich die Stadt am Rufe zu immer steigender Bedeutsamskeit entgegenwungen hatte und binnen Kurzem auf die Entwicclung des westlichen wie baltischen Nordens entscheidenden Einfluß zu gewinnen versprach.

Unter dem Vorwende, sein väterliches Erbtheil nachzuholen und weiterer Verdrängung schon zu müssen, sollte Heinrich im Jahre 1154 an den Grafen Adolf das Verlangen, ihn Hülfe zur Hälfte abzutreten, und als der Schwanenburger dies,

wie verhandeln, von sich ließ, unterjagte der strenge Herzog selbst im Sachsenlande allen Verkehr mit Lübeck und befahl den Kaufleuten, ihre Waaren wieder nach Bardowick zu führen. So hoffte er den Grafen mit der Zeit nachgiebiger zu finden.

Während der nächsten Jahre rathen die Unterthanen Heinrich gegen den Koen. Als Reichsverfall erfüllte er seine Pflicht, vorerst den neugewählten Kaiser Friedrich I auf seinen Romzuge zu begleiten. Noch im Jahre 1154 brach er mit dem Hochstaufer nach Italien auf, half ihm die widerstänfigen lombardischen Städte bezwingen und entschied durch seine hebenmüthige Gegenwehr das Schicksal des blutigen Tages vor den Mauern Rom. Dann zog er mit dem vom Papste gesalbten Kaiser nach Deutschland zurück, wo ihn schon binnen Jahresfrist, als Dank für seine Dienste, auf dem zu Regensburg versammelten Reichstage sein jülicher väterlicher Herzogthum, das bairische, zuerkannt wurde.

Von nun an lennte er wieder seine Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse im Wendlande und an der Elbe richten.

In Lübeck war mittlerweile durch die fortgesetzte Handelsstrenge aller Verkehr gelähmt. Von Jahr zu Jahr hatten die Kaufleute vergebens gehofft, ihre alten Freiheiten wieder zu erlangen. Des Herzogs starrer Sinn war nicht zu beugen. Da brach, um das Jahr 1157, auf dem Bafa Feuer aus; ganz Lübeck fast in Asche, und von den handbedingten Einwohnern ergiebt sich an den Herzog Heinrich das demüthige Gesuch, auf seinem Landbesitzthum ihnen einen Platz anzu-

welsen, um hier sich ungefähr niederlassen und wieder Handel treiben zu können.

Scheinbar bereitwillig ging Heinrich darauf ein, gründete an der Bafentz im heutigen Rastburgischen einen neuen Ort, den er die Hüttenstadt benannte und überließ diesen den flüchtigen Lübeckern zum Betriebe ihres Geschäftes.

Inzwischen behielt er den Vusu immer fest im Auge, trat auch, da es nicht seiner für Handel und Schifffahrt unbedeuten gelegenen Kolonie nicht guten Fortgang hatte, bald von Neuem mit dem Grafen Adolf in Unterhandlung, und bei ihm endlich so glänzenden Erfolg, daß dieser nachgab und im Jahre 1158 dem Herzoge den Varter und den Hafen an der Trave überlieferte.

Nun wurde sofort die Hüttenstadt aufgegeben und nach im selben Jahre am Vusu der Grund zum neuen herzoglichen Lübeck gelegt. Rasch erhoben sich dort aus dem Schutte der früheren Pflanzung unter der fleißigen Hand der Arbeiter und der Kaufleute, welche von allen Seiten herbeizogen, die Kirchen und Häuserreihen, „unde die Stad verhesten de Fute mit Planke unde mit Bergen.“ Während dann Heinrich im Inneren des Vansinneseens für die Einrichtung des Zolls, der Münz und anderer „höchst ehrenvoller Gerechtsame“ Sorge trug, gingen seine Boten nach den nordischen Reichen, um Dänen, Schweden, Norweger und Russen den ungehinderten Verkehr mit dem neuen Freihafen an der Trave zu verhindern. Fünf Jahre später ward der Sitz des ostenburgischen Bisthums von Othenburg nach Ribbed verlegt, und zur selben Zeit verließ Herzog Heinrich die Stadt seine

benfchäftigte Rathberechnung, monach in Zukunft ein selbstständiges südböhmischs Rathskollegium die Leitung der vorstehenden Angelegenheiten übernehmen sollte. Die Pflege der Gerichtsbarkeit blieb in den Händen des herzoglichen Beigtes.

Es werden uns die reichthollen, mühsamen Anfänge Lütolds vom Priester Hainold überliefert, einem Norddeutschen, der selbst den größten Theil seines Lebens der Beschäftigung der händnischen Verrechnen seiner Lande widmete, um dann im hohen Alter, gegen das Jahr 1170, auf der stillen Pfarre Wosau am Plönersee die Thaten des Wendensiegens Hainrich und dessen Zeitgenossen in seiner schönen Chronik der Elaren aufzuzeichnen.

Aber die gemüthliche Sinnweise des Volkes, für welches der fromme Geistliche schrieb, hat sich mit seiner schlichten Erzählung nicht begnügt. Hier wollte auch die Poesie ihr Recht behaupten. Und, wie im dunklen Vorgefühle des Volkes und der Macht, die mit den kommenden Jahrhunderten am Tratenstromie sich entfallen sollten, hat die erstbeiwiesene Sage schon die Binge Lütolds mit ihrem starken Hauch verflüht, und hat dann, bald zur heiligen Volksgeschichte sich gestaltend, den stolzen Bulufsigel mit allen Reigen jugendlich harmloser Phantasie geschmückt.

Da hören wir von einem Fischer, Namens Luba, der einfiß, als seine Stube vom Feinde hart bedrängt dem nahen Baumgetriebe entgegenschle, durch eine kluge erseunene List ihr Retter ward. Die Noth war am höchsten. Plötzlich ruffe, so heißt es, Luba was noch von Lebendwässern in der Stadt vorhanden war zusammen, lud sie auf seinen Fischerstahn und

führte damit die Trave hundert gerade auf das schicksale Ba-
ger zu. Hier angekommen fragte man ihn vertraulich, wohin
er seine Ladung führen wolle. Auf die nächste Dorfschaft,
antwortete er ruhig, zum Verkauf; desben in der Stadt
haben sie noch verkauft zu leben. Ob solcher Kunde hundert
die Belagerten, die Hunger schon die Hefen ausgehungert und
zur Uebergabe bereit glaubten, haben daher, an dem Gefahren
ihres Unternehmens zweifelnd, die Belagerung auf und
gegen ab. Seit jenem Tage nannte sich die deutsche Stadt
nach ihrem Befreier Lübeck und heute noch zeigt christlichvoll
das herrliche Antlitz der Bürger den Götter Hofs Luba.

Dann geht die Sage in die dunklen Zeiten des alten
Kaisers Karl zurück, erzählt von seinen Jagden in den Bergen
am Trarensee, wie er einst einen seligen Hirsch verfolgt,
und schon den Bogen angelegt, um den tödlichen Pfeil ab-
zuschießen. Da habe sich das Thier dem Jäger freundlich
angeföhrt und der Kaiser habe sich erkannt und habe ihm
ein kostbares Band von Gold und Diamanten um den Hals
gelegt mit der Inschrift der Zahl der Jahre, welche seit des
Herrn Geburt vergangen waren. Vierhundert Jahre später
steht dann Heinrich der Dritte denselben Hirsch, der sich täglich
an einer bestimmten Stelle auf dem Buschhögel zeigt. Er
läßt ihn fangen. Und als das Thier vor ihm steht bemerkt
er, wie zwischen seinem mächtigen Geweih ein goldenes Chri-
stuskreuz emporgewachsen ist. Das gilt ihm als eine höhere
Beiwand, und an jener Stätte läßt er den Grund zu einer
prächtigen Kirche legen. So entstand ums Jahr 1170 der
Lübcker Dom.

Die nächste Zukunft der Stadt war, wie bezeichnend, mit den ferneren Geschehnissen ihres Fürstlichen Herrn und Beschützers eng verbunden. Je weiter sich die Macht des Herzogs über den nördlichen Norden Deutschlands ausbreitete, desto zahlreicher und ergiebiger öffneten sich von dorther für den Kaufmann an der Trave die neuen Handels- und Verkehrsquellen. Obgleich es dann den Dänenkönige im Verein mit Heinrich die baltischen Gewässer allmählig von den Raubgeschwadern der Rügier und Obotriten zu befreien, so kam auch dies zunächst Lübeck zu Gute, weil ungefährdet jetzt die nördlichen Rauffahrer mit ihren reichen Frachtern in die wohlgelegene Travenbücht einlaufen konnten. Es hieß nicht schwer für Lübeck, sich binnen Kurzem zum ersten Plaze an der Ostseehüste emporzuschwingen, denn unter günstigeren Umständen hat selten wohl die Gründung einer Handelskolonie begonnen: als noch der Herzog im Jahre 1137 mit dem Grafen Adolf von dem Besitz des Buxu in Unterhandlung stand, spiegt das im ganzen Norden weitberühmte Schleswig aus der Nähe der baltischen Handelsmärkte. Der Dänenkönig Svend hatte die reiche Stadt auf's ärgste gebrandschatzt, hatte eine im Hafen liegende russische Rauffahrerflotte als Beute erlöst; ferien mieden die fremden Schiffer das Gefahren der Schlep; das alte Schleswig sank, um Lübeck's Blüthe schon im ersten Werden zu bestärken. Ebenso war bereits zu Anfang des Jahrhunderts der einß viel besuchte Ostseehafen zu Albinburg im benachbarten Wagrien verfallen und in Vergeßtheit gerathen und an der Ufermündung wird im Jahre 1130 der Handelsflor Julius durch König Niels von Dänemark für

alle Zeit geschickt. Kaum ist dann 1158, nach dem Untergang dieser wichtigen Handelsplätze, der Grund zu Travenshede gelegt, als Island durch die brennischen Schiffe „aufgefahren“ wird und eine neue Zukunft sich dem baltischen Geschäft erschließt. Ingleich taucht fern aus dem nordischen Dunkel das selbe Meerestein am Beldschen immer glänzender empor, um bald die lieblichen Händler in seinen Mauern gastlich zu empfangen. Und als um eben jene Zeit auf Gotthland die alte Freundschaft zwischen Eingeborenen und deutschen Ansiedlern zu neuen Fährten führt, weiß schon die kleine Kolonie im nahen Vaterlande bei Mönau sicheren Schutz zu suchen, als bei dem nächsten Erbauer Lübeck, der willig diesen Streit beschlichtigt, dem Deutschen auf der Insel einen eigenen Schirmvogt stellt und ihnen nach dem verstorbenen Gotthländern in seinen herzoglichen Landen Zollfreiheit verleiht, sie aber zugleich ermahnt, „feran recht fleißig seinen neuen Hafen an der Trave zu besuchen.“

Während sich so Alles aufs günstigste gestaltete, um die Ficklingshede des Belsen zum Mittelpunkt der baltisch-deutschen Handelsverehr zu erheben, traten plötzlich die Ereignisse des Jahres 1176 ein, welche der Herrschaft Heinrichs des Dritten im Travenlande wie im ganzen deutschen Norden ein Ende machen sollten.

Im Jahre 1174 hatte sich der lombardische Erbkönig von Rom gegen den Kaiser erhoben. Friedrich, der als höchstes Ziel seines Lebens die Wiedereinstellung der alten Kaisermacht jenseits der Alpen im Auge trug, sah sich gezwungen, abermals einen Römerzug zu unternehmen. Wie

schien, wollte er sich auch jetzt an Herzog Heinrich, den freigebigen Waffengestirten seiner Jugendjahre, um Hülfe zur Theilnahme an dem bevorstehenden Kriege zu bewegen. Treumänniglicher Eedungen, welche ebenfalls das freundschaftliche Verhältniß des Kaisers zum Herzoge erfüllen hatte, zog dieser dennoch mit, kündigte aber plötzlich im Frühjahr 1175, als sich das Glück den kaiserlichen Waffen gerade abhold zeigte, seinem Herrn die treueste Unterstützung auf. Der Umstand, daß Friedrich die Ansprüche Heinrichs auf den Bischof der Stadt Goslar nicht anerkennen wollte, soll bei dem Entschlusse den Anschlusse zum Rückzuge zur Reife gebracht haben. Und doch bekannte Friedrich gerade jetzt vor Allen des Herzogs und des Beifandes seiner norddeutschen Väter. Bei einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Welfen zu Opladen am Rheine suchte der Hohenstaufe ihn daher noch zum Bleiben zu bewegen. Aber vergebens. Der Kaiser bat, siehe, beugte sein Knie vor dem Vasallen, erinnerte ihn, daß hier des Reiches Ehre auf dem Spiele stünde. Heinrich blieb kalt, hob den Kaiser auf und wiederholte seine Weigerung. So schied man; der Herzog um nach Deutschland heimzukehren, Friedrich, um den ungleichen Kampf mit den Feindbänden wieder aufzunehmen.

Ein Jahr darauf am 30. Mai erfüllte sich das Geschick des Hohenstaufen. Auf dem Schlachtfelde von Legnano trug Friedrich Pläne zu Grabe, zu deren Durchführung er die ganze Kraft seines Lebenlebens eingesetzt hatte. Als den Hauptthäter jenes Mißgeschicks betrachtete er aber den Welfenherzog. Den mußte er jetzt jähzigen. Nachdem durch

Die Verhandlung mit dem Papste zu Böhzig die italienischen Angelegenheiten einzuwickeln geordnet waren, zog Friedrich nach Deutschland, wo sich inzwischen schon vernachlässigt die von dem Herzog hart betriebene hohe Geistlichkeit gegen ihn erhoben hatte. Auf den Reichstage zu Worms gedachte nun der Kaiser seinen Rath zu richten. Heinrich wurde verzögert, erschien aber nicht. Ein zweiter Tag zu Magdeburg ward angesetzt, abermals verweigerte der Baise sich zu stellen. Als er auch einer dritten Aufforderung, nach Weimar zu kommen, nicht Folge leistete, sprach Friedrich endlich die Reichsacht über den Herzog aus.

Dies war das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung. In rascher Folge brachen nun die Stützen der stolzen Weismacht zusammen. Baise schlug der Löwe heimlich um sich und hielt noch während jener Jahre seinen Feinden Stand. Aber die Gegner waren zu mächtig, immer mehr schmolz die Zahl seiner Anhänger zusammen. Als Friedrich um Pfingsten 1181 selbst mit starker Heeremacht gen Rothen aufbrach, um den Weichanten in seinem überelbischen Besitze anzugreifen, da wichen auch die letzten Treuen und traten zu dem Kaiserthron über.

Nur Lübeck hielt noch fest zu seinem Herzog. Auf die Eroberung der Trarupstadt mußte daher Friedrich jetzt sein nächstes Augenmerk richten. Zu diesem Ende suchte er vor Allen den Beistand Dänemarks zu gewinnen, dessen König Waldemar auch alsbald, einigend mit seiner langjährigsten Waffenbrüderschaft mit Herzog Heinrich, eine reichsliche Hülfe in die Trave sandte und sich dann selbst zur weiteren Verpfändung mit dem Kaiser in dessen Lager begab.

Winterwelle hatte Friedrich die Elbe überschritten und bereits Lübeck von der Landseite her eingeschlossen. Schon Lager soll etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt am heutigen Bauerhof gestanden haben, dort wo der Sage nach die Lübecker die Löwen ihres Herzogs säukerten. Hier empfing jetzt der Höhenhaute den Dänenkönig.

Wie süßlichen Wohlgefallens beschreibt und bei dieser Gelegenheit ein gleichzeitiger dänischer Chronist, Sars der Grammatiker, die glänzende Aufnahme, die seinem Herrn bei dem Kaiser der Thronen zu Theil geworden, wie dieser den hohen Gast mit Laß und Umarmung bewillkommt, ihn dann an seiner Rechten mitten durchs Lager geführt habe. Da aber hätten die deutschen Krieger sich neugierig herangedrängt, einer sei dem andern auf die Schultern gestiegen um den Dänen zu sehen, und die gewaltige Körpergröße des fremden Königs habe neben der unübertrefflichen Statur des Kaisers einen solchen Eindruck auf die „Barbaren“ gemacht, daß sie ausgerufen: das sei einmal ein König! der sei mächtig zu regieren! Ihr Kaiser sei im Vergleich mit dem ein winziges Männchen!

In Lübeck herrschte inzwischen die größte Spannung. Heinrich hatte zwar die Stadt gut besetzt lassen, war aber selbst nicht zugegen um die Vertheidigung zu leiten. Schon vor dem Uebergange des Kaisers über die Elbe war der Herzog ihm die Anweisung entgegengegeben, wie es scheint, um Friedrich am weiteren Vordringen zu verhindern, hatte aber bald die Unmöglichkeit dieses Unternehmens erkannt, und war dann nur mit gemauert Noth auf einem Nothen die

Elbe hinunter nach Stade einkommen. Die Stadt besand sich somit in der päthlichsten Lage, da sie weder von ihrem Herzoge lassen wollte, noch eine lange Belagerung auszuhalten vermochte. In dieser Noth ward, wie Arnold, der damalige Abt des Cistercienserklosters zu Eibstedt, berichtet, der Bischof der Stadt an Heinrich abgesandt, um sich mit ihm dahin zu verständigen, daß man den Platz übergeben würde, sobald man hierzu die Genehmigung des Herzogs eingeholt habe. Auf diese Vorschläge ging der Kaiser ein, und nachdem nun die Zustimmung des Welfen erfolgt war, öffneten die Bürger dem Hohenstaufen ihre Thore. So wurde das einst gräßliche, dann herzogliche Lübeck jetzt eine kaiserliche Stadt, um endlich im Jahre 1226 sich zur freien Reichsstadt zu erheben. Bis dahin freilich waren ihr noch schwere Kämpfe vorbehalten, da sie vermöge ihrer Stellung gewaltthum in alle Wären und Verwickelungen hineingezogen wurde, welche die norddeutschen Lande während der nächsten fünf und vierzig Jahre zu erdulden hatten.

Denn wenngleich Heinrich, für den Augenblick gedemüthigt, auf jenem Erfurter Tage sich entschließen mußte, des Hohenstaufen Gnade süßfällig zu ersuchen, und nur als Waise sich aus den Trümmern seiner früheren Macht den Fortbesitz der väterlichen Erblande Preusschweig und Lüneburg erhalten konnte; bald ward die alte Krast im Welfen wieder wach und schon im Jahre 1189 nimmt er den Kampf um den Besitz des Lauenlandes und des nahen Holsteins von Neuem auf. Als Wagnar stand ihm jetzt der Sohn jenes großen Schaumburgers, Graf Adolf III. gegenüber; den Mittelpunkt

des Landes bildete Lübeck, dessen Bewohner sich je nach dem Wechsel des Kriegsglücks, bald wieder der Herrschaft ihres früheren Gebieters fügten, bald die des holländischen Grafen anerkennen mußten. Im Jahre 1195 endlich stirbt der Mark. Nun tritt Ruhe ein. Bis zum Ausgange des Jahrhunderts bleibt Graf Adolf im ungehörten Besitze der Stadt, mit deren Reichthümern er insofern vom Kaiser Heinrich VI. belohnt war.

Da beschloß sich im Spätherbste 1200, als sich schon eben die süßlichen Schiffe zum Händelszuge an die schenische Küste begeben hatten, König Knud von Dänemark der reichen Schatzungen, besetzte die Fahrzeuge mit Besatzung und ließ einen Theil der Kaufherren gefangen setzen. Zugleich rühte unter Führung seines Bruders, des Herzogs Waldemar, ein starkes Heer im Gotthelm vor, überrumpelte die Städte Iprehöge, Ploen, Segeberg, und zwang Adolf zur schnellen Flucht. Es galt den Grafen wegen des verwegnen Einfalls zu züchtigen, den er Jahres zuvor in das dänische Gebiet der Dithmarschen unternommen hatte.

Nach diesen raschen Erfolgen der dänischen Waffen kam auch die Reihe an Lübeck. Hier mochte man bereits durch die Vorfälle in Ekenen eingeschüchtert sein. Hieß sich die Stadt auf eine Vertheidigung ein, so waren die von Knud gefangenen Kaufleute nebst Waaren und Fahrzeugen geliebert, und einer solchen Einkaufe suchte die vorliegende bedrückte Kaufmannschaft um jeden Preis zu entgehen. Nach kurzen Unterhandlungen übergaben sich daher die Bürger dem siegreichen Waldemar mit der Bedingung, daß ihre Stadt auch



unter dem neuen Regimente im Vollgenusse der alten Freiheiten bliebe.

Es begann für Lübeck mit dem Eintritte in das dreizehnte Jahrhundert die Zeit der Dänemherrschaft. Der Blüthe seines Wohlstandes und Handels wurde dadurch freilich kein Abbruch gethan, im Gegentheil erhielt derselbe durch Verträge und Freiheden aller Art besonders im skandinavischen Reiche immer weitere Ausdehnung. Aber die früheren mannigfachen Beziehungen, in welchen die Stadt von Kopenhagen an zu Deutschland gestanden hatte, wurden allmählig unter dem fremden Joche gelodert. Sie wurden ganz gelöst, als Friedrich II., der junge Hohenstaufe, um den Besitz der Kaiserkrone zu behaupten und seinen weltlichen Rendenthümer zu vernichten, sich mit dem König Waldemar II. von Dänemark verbündete, und diesem durch den weltbekannten Vertrag zu Wexö alle norddeutschen Reichstheile übertrug. Das geschah im Jahre 1214: ganz Nordalbingien wurde dänisch, das Travenant von Keide völlig ledigerrath.

Neun Jahre später ward Waldemar von seinen Vasallen, dem erzbischoflichen Grafen Heinrich von Schwerin, auf der Insel Föhr überrascht überfallen, auf das Schloß Danneberg abgeführt und dort trotz aller Fürsprache, die von der römischen Curie her geschah, zwei und ein halbes Jahr lang in Gefangenschaft gehalten. Die Folgen dieser wohlgedungenen Unternehmung machten sich zunächst im Norden Deutschlands fühlbar, wo jetzt mit der Katholikseile, die sich der dänischen Gewaltthaten bemächtigte, die schlaunnennten Hoffnungen auf baldige Erlösung von der Zwangsherrschaft

aller Orten erwachen und rüß zu Thun sichem. Gelstien
 sich nicht dem vertriebenen Schaumburger zu. Diesen über-
 gab sich jetzt auch Hamburg. Graf Heinrich, der Ueberer
 der ganzen Bewegung, fand den Neuen Anerkennung in
 seiner mecklenburgischen Grafschaft und im Lande der Lü-
 bischen riß man die dänischen Schiffe nieder.

Nun zeigte sich auch in Lübeck die Erinnerung an den
 einstigen Verband mit dem Reiche. Rechte immerhin der
 Papst Innocenz, gar eifrig besorgt für Waldemars Schicksal,
 die Bürger dieser Stadt ermahnen, auszuweichen; schon war
 auch hier kein Halten mehr. Die dänische Besatzung wurde
 gezwungen, die Feste an der Trave zu verlassen und nach
 einer Unterdrückung von fünfzigjährigen Jahren „gaben auch
 die von Lübeck die Stadt dem Reiche wieder“. Lübeck ward
 frei. Kurz darauf ging von dortigen Bürgern eine Gesand-
 schaft an den Kaiser Friedrich nach Italien ab, der eben-
 mals in neuen, schweren Kämpfen mit den Lombarden lag,
 erzielte von ihm die Zusage seines Schutzes nebst der Be-
 stätigung aller Freiheiten, die schon der erste Friedrich der
 Stadt verliehen hatte, und im Juni des Jahres 1226 erhielt
 dann der Hohenstaufe, von Berge San Donnino aus, durch
 ein kaiserliches Schreiben Lübeck zu seiner Reichsstadt.

Durch die Belebung dieses Friedrichs erschlossen sich für
 Lübeck neue Bahnen der Entwicklung, auf denen es zu-
 nächst die Kraft seiner Waffen erproben mußte. Denn schon
 stand König Waldemar, der erst vor wenigen Wochen seiner
 Gast verlassen war, mit neuer Herrschaft am Elberflusse,
 sich entschlossen, der norddeutschen Lande, auf deren Besitz er

vor seinem Besallen zu Dammberg verzichtet hatte, sich wieder zu bemächtigen. Am 13. Februar 1227 gingen daher der schweizer Graf Heinrich und Herzog Albert von Sachsen zu Lübeck gegen den gemeinsamen dänischen Feind die Bänder an, dem allbald auch der Erzbischof von Bremen nebst dem mecklenburgischen Fürsten beitraten, und am Dienstag den 22. Juli desselben Jahres am heiligen Marien Magdalenen Tage trafen die Heere auf der Ebene bei Bornhöved zur Schlacht zusammen. „Der wart in dene Daghe en Ende so groet, dat in dene Nachte my groet Ende en wart.“ Es sollte hier zur Entscheidung kommen, ob die Ostseeländer fortan deutsch bleiben, oder wieder der dänischen Herrschaft unterworfen würden. Die Lübecker setzten unter der Führung ihres Burgomisters Alexander von Selmedel. Vom Morgen bis zum Abend währte die Schlacht. Den Ausschlag gaben die Dalmatier, die inmitten des Kampfes, an dem sie durch Waldemar gezwungen Theil genommen hatten, die Dänen im Rücken angriffen, so daß diese in wilder Flucht auseinandergeprengt wurden. Der König selbst entging nur mit genauer Noth der Gefangenschaft.

Die Kunde dieses Sieges fand Widerhall in ganzen christlichen Reichen bis an die fernsten Küsten Ostlands, wo gleichzeitig die letzte Besitzung der Dänen im Ostenlande, das feste Kowal an den deutschen Schwedischen verlorren ging. Für das junge reichsfreie Lübeck aber knüpfte sich an diese erste ruhmvolle That die Reihe von Eroberungen, die wohl als die hauptsächlichsten Grundlagen seiner späteren merkantilen Bedeutung in den Ostseeländern zu betrachten sind.

Schon im Jahre 1231 stand das durch Köhlsche Brennholz und Lübeck'ser einen Menschenalter erbaute Wega dem Handelskenten der Traronsstadt „aus ausschüttiger Zuneigung und Anhänglichkeit“ einen eigenen Kauffhof innerhalb seiner Mauern ein, und öffnete so den lübschen Händlern für alle Zeiten einen sicheren Markt zum Austausch der Erzeugnisse der europäischen Süd- und Westwelt gegen die Producte Ostlands. Sechs Jahre später geladen unternahmte Kolowrat von Lübeck aus an der Rega die Hafenstadt Elbing, die theils durch den Wachs- und Honighandel, theils durch das in jenen Zeiten bedeutendste Versteuergeschäft zu rascher Blüthe gelangte. Im Jahre 1242 trat dann Lübeck mit den deutschen Oeken in Verbindung, um weiter östlich an der Küste Ostlands eine freie Handelsstation zu errichten; die Sache zerfiel sich aber, wie es scheint, weil man sich mit den Oekendritten über die Anlage des Ortes nicht verständigen konnte und das ganze Vorhaben mußte aufgegeben werden. Glücklicher gestalteten sich die Beziehungen der Reichsstadt zu den Schweden in den übrigen norddeutschen Ländern: mit Oldenburg, Sachsen, mit den Fürsten von Rügen, Mecklenburg und Pommern trat Lübeck zur Sicherstellung der Verkehrsstraßen, wie zur Befreiung von Strandrecht, Zoll und andern Lasten in nahen Verband. Schon gewährten auch England und Holland den lübschen Kaufleuten Privilegien jeder Art; Dänemark begünstigte vornehmlich ihr Geschäft in Skandinavien an der schwedischen Küste, und von den Häfen zu Helsingör an der äußersten Südspitze des heutigen Schwedens kaufte man bereits wohlumsehene Feuerzeuge dem Schiffe entgegen, die sich

alljährlich um die Fastzeit in großer Anzahl von Lübeck aus
Danzig zum Haringfang bezogen.

Neben dieser regen Handelsthätigkeit zeigte sich aber da-
mals schon der tiefgreifende Einfluß Lübeds auf die Entwicke-
lung des deutschen Städtewesens in den Ostseeländern, der
vornehmlich durch die weite Verbreitung seines Stadtrechts
in den wichtigsten baltischen Plätzen immer neue Nahrung
fand. Denn bis zum Jahr 1248 war bereits das alte lübische
Recht in Kiel, Rostock, Wismar, Wolgast, Anklam, Strals-
und, Elbing und Riga eingeführt. Nach lübischen Satzungen
ward in allen diesen Städten verfahren, bei streitigen Fällen
vom Oberhof zu Lübeck die letzte rechtsgültige Entscheidung
angeht. Und bald schlossen sich diesem Bunde auch die
Städte Wenden, Bismar, Kolberg, Danzig, Königsberg, Thorn
und Danzig an.

So trafen unter dem ständigen Einfluß der verschieden-
artigen Verhältnisse unendbar und gedüngt die Keime
der mächtigen Hanse heran; jenes Städtebundes, der unter
der Führung Lübeds bestimmt war, während der Tage der
herannahenden Verwirrung im deutschen Reich, die Herr-
schaft seiner Söhne in den baltischen Gewässern zu bestimmen,
und deutschen Leben in allen nordischen Gebieten Ansehen
und Eingang zu verschaffen.

Ein altes Stadtsiegel Lübeds welches einer Urkunde vom
Jahre 1249 angehängt ist, zeigt ein Schiff mit hohem Bord,
das Hinter- wie das Vordertheil weit ausgeschulzt; auf dem
Kaste die rothweisse Kreuzefahne. Ein ehrenwürdiger Baum-
mann die spitze Krone, den Schildhalter, über dem Kopf gezogen,

leucht uns der Hafen des Hahnen durch die Wellen, während seine Rechte wie zur Behutsamkeit mahnend sanft gehoben ist. Ihm gegenüber sitzt ein Jüngling, der tief in das Taumel des Rastens greift und mit seiner weit ausgestreckten Rechten auf den Pfosten von Oben weist. So ist das Bild der Erfahrung des Alters verbunden mit der Thatkraft und dem Vertrauen der Jugend; die sollten in ihrem Berdine Lübel seiner großen Zukunft entgegen führen.

II.

Ein volles Jahrhundert war seit der Gründung Elbeds durch Heinrich den Löwen verflissen. Festen und sicheren Schrittes hatte sich während dieser Zeit die Herrschaft der Deutschen an den südlichen und östlichen Gestadsländern des baltischen Meeres ausgebreitet. In Bagnien, Mecklenburg und Pommern war die slavische Uebersiedelung begunnen oder ausgetilgt; trauernd beugte sich der unterjochte Slawe vor seinen neuen Herren, den sächsischen Hofsleuten, die schaarenweise in seine Wohnsitze eingezogen waren, um die verödeten Gegenden zu fruchtbaren Landhschaften umzuschaffen. Weiter östlich an den preussischen Küsten entsallerte sich immer steigender das schwarzweisse Ordensbannet des deutschen Ritterstaates, der so eben durch die Entdeckung Eilands einen reichen Zuwachs an Macht erhalten hatte, und sich bereit zu neuen Kämpfen mit den heidnischen Eilshauern anstaltete. Schon erlang deutsche Rde längs der ganzen baltischen Küstenlinie von der Trabantenr Höfenbucht bis hinauf zu den estnischen Uferhschaften, und während die Herren, Edlen und Ritter aus allen deutschen Gauen

an die fernem nordischen Grenzmarken des Reiches zogen, um hier im Glaubenskampfe ihr Leben für die große gesellschaftliche Sache des Vaterlandes einzusetzen, entwickelte sich in den dort jährlich neuerschundenen Eilanden als bleibende Grundlage für die Herbeiführung deutscher Lehen und deutscher Besetzung das freie deutsche Bürgerthum und städtische Gemeinwesen.

Schon erhoben sich an allen Meeresthüfen und Strommündungen jener baldigen Uferlande die Städte und Dörfer der betriebenen deutschen Ansiedelunge, und das Jahrhundert, welches Rübens Ordnung folgte, sah hier bald die ganze Reihe von Hafenslägen und Seehäfen entstehen, welche noch heute hauptsächlich den Verkehr zwischen der Ostsee und dem europäischen Meeresboden vermitteln. Um das Jahr 1170, da Helmold schrieb, gedenkt er am Schlusse seiner Chronik der Erbauung Rostocks an der Warnow. Dreißig Jahre später gründet der große litvische Kirchenfürst, Albert von Bucherden, seinen Bischofsitz Riga an der Dvina. Im Jahre 1209 legt Jaromar von Rügen an dem Meeresarme der Ostsee, der die Insel vom Festlande trennt, die Stadt Stralsund an, die bald reichsfernd neben dem alten Wolgast und Stettin emporblüht. Ein Decennium später unternimmt Waldemar der Däne seine Heerfahrt gegen Estland, welcher die Burg und Stadt Reval ihr Gutsichen verdanken. Dann geht um das Jahr 1226 der deutsche Orden in das Polenland. Im Osten der Weichsel beginnt der Kampf mit den Preußen und binnen Kurzen fallen sich nur die nördlichen Uferlande des Stromes so wie die ihn benach-

barren Gebiet mit den Burgen, Waffensplätzen und geistlichen Stiftungen der mönchisch-kriegerischen Grobherren. Dort werden Kulm, Thorn, Marienwerder angelegt und während das von Albrecht her herrschende Danzig im Westen des Reichs, deshalb an neuer strategischer Bedeutung gewinnend, gegründet im Osten desselben bairische Kolonisten aus Lübeck um das Jahr 1237 neben der festen Ordensburg Elbing die Handelsstadt gleichen Namens an der Regat. Fast zur selben Zeit ward im Oberrheinlande die Stadt Wismar, an der pommerschen Küste Stralsund erbaut. Mit den siegreichen Horden des Ordens nach Westfalen gelangten dann die Deutschen bald auch in den ihnen so lange bestrittenen Besitz der Küstenlande zwischen Weichsel und Memel; im Jahre 1250 ward an der Mündung des letztgenannten Flusses die Burg und Stadt Memel angelegt, und fünf Jahre später, ungefähr zur selben Zeit, da am östlichen Ende der Parnau entstanden sein soll, gründete König Dietrich von Böhmen nach dem ruhmvollen Ausgange seines Kreuzzuges gegen die Preußen das feste Königsberg am Pregeßstrom.

So waren im Verlaufe von hundert Jahren auf einem Küstengebiet von etwa zweihundert und fünfzig Meilen Ausdehnung vierzehn der größten Städte erbaut und zugleich den von früherher dort bestehenden neue Bahnen geöffnet. Deutschland erfuhr damals eine Kolonisationsfähigkeit, welche in ihrem Erfolge an die glanzvollsten Zeiten der Verbreitung griechischen Lebens am Mittelmeer erinnert. In unserm Tagen hat nur der nordamerikanische Boden eine verhältnißmäßig ähnliche Ausdehnungsgröße wie zu jenen Zeiten

die Oesterbächen ausgräbt und eine gleiche Fähigkeit geradigt zur Entrodelung städtischen Wesens.

Bei der Mehrzahl jener Städte hatten die Gebauer derselben hauptsächlich die Sicherstellung der neuernuerten Oestergebirge im Auge gehabt. Bald jedoch überweg bei fast Allen die Richtung auf den Handel und überseeischen Verkehr, wodurch eine engere Verbindung dieser baltischen Häubelwiesen unter sich wie mit dem Reiche herbeigeführt, zugleich aber auch der Schwerpunkt der mittel- und norddeutschen Handelsmacht jenen Gegenden allmählig näher gerückt wurde.

Bis bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts nämlich war der ganze deutsch-baltische Geschäft ausschließlic von binnendänischen Städten betrieben worden, die fern von der Nordsee gelegen, von Natur mehr auf den Landhandel als auf den Seeverkehr angewiesen waren. Es waren vornehmlich die niederfachsischen Städte Saack, Dortmund, Münster, Solmschel, Goslar und Barderich, deren unternehmende Kaufmannschaften sich schon frühe auf den norddeutschen Handelsmärkten den eintäglichen Absatz ihrer Waaren zu sichern und so die den Geschäfte nachtheilige Lage ihrer Städte durch rege Betriebsamkeit gut zu machen wußten. Kommissions- und Expeditionshandel konnte die damalige Zeit noch nicht. Aus dem Inneren Deutschlands brachten daher diese Kaufleute in eigener Person ihre Waaren mitten durch die westlichen Gebiete bis an die Nordsee, mieteten hier in fremden Häfen die nöthigen Frachtschiffe, fuhren ohne Kompaß, ohne Segel, wahrscheinlich selbst ohne Seelanten und in-

gend welche Messinstrumente, nach Wlady und später sogar direct nach Kowno, tauschten dort ihre Waaren gegen nordische Producte um und führten diese dann zum Verkauf auf ihre niederländischen Messen. Zur Erleichterung dieses mühsamen Verkehrs mußten sie schon frühe darauf bedacht sein, in jenen nordischen Gegenden sich feste Niederlassungen zu gründen: die deutsche Kolonie auf Gotthland, wie auch die Anlage des deutschen Hofes zu Kowno waren daher ursprünglich von Handelsleuten der genannten Vinnenländer ausgegangen.

Mit der Verbreitung der deutschen Herrschaft an den Ostseefläßen trat aber in diesen Geschäftszweige allmählig eine völlige Veränderung ein.

Dort, wo früher nur schwedische Warendörfer gehandelt und alle Land- wie Wasserstraßen der südlichen Ostseefläßen russisch gemacht hatten, sahen jetzt betriebsame deutsche Kolonisten, deren Handelsthätigkeit sich in gleichem Umfange den Norden wie den Süden ausbreitete. In ihrem Besitze waren jetzt die Mündungen fast aller größeren baltischen Ströme. Unter ihrer Leitung waren an der Liawe, Warnow, Öter, Weichsel, Rega, Memel, Duna die festen Hafensplätze entstanden, welche durch die bedeutende Nähe des Meeres zu rascher Blüthe gelangten und sich bald den Handelsstädten des inneren Deutschlands als die natürlichen Vermittler des ganzen baltischen Geschäftes darzubieten vermochten.

Wollten daher die schsischen und weßphälischen Städte sich nicht durch diese neuen Exportbeimlinge von ihrem wichtigsten nordischen Verkaufsplätzen verdrängen lassen, so mußten sie

vor Allen auf eine wechselseitige Unterstützung in ihrem Geschäfte hinzuwirken suchen. Auf diese Art entstanden seit der Mitte des vorherigen Jahrhunderts jene zahlreichen Salzkontingente des norddeutschen Binnenlandes mit den Ostseehäfen, welche hauptsächlich zur Sicherung und Hebung des deutschen Handels im europäischen Norden beitrugen.

In größeren Gesellschaften als zuvor unternahmen nun die deutschen Kaufleute alljährlich ihre Fahrten in die baltischen Gewässer, erlangen bald auf den Märkten zu Wismar und Rostock Verträge und Handelsprivilegien, wie die vereinzelt binneländischen Städte sie bis dahin nicht hatten erlangen können, und verschafften so durch gegenseitiges festes Zusammenhalten ihrem Handel daheim wie in der Fremde neuen Schwung und neues Ansehen. Um das Jahr 1263 sind die Deutschen zu Wismar schon so mächtig und einflussreich, daß sie zu gleichen Theilen mit den eingebornen Gotthändlern die Stadtbefreiung hielten. Sie unterzeichnen sich nach verschiedenen Bünden. Bald ist dort vor Allen angesehen, hat seine Rathbank für sich, in welche es in dem genannten Jahre die zu Wismar ansässigen Sejmesteder aufnimmt. Gleichmäßig stieg auch das Ansehen des deutschen Hofes zu Rostock. Die Stadt desselben wird erweitert und vertheilt. Um das Jahr 1269 gewährt der Großfürst Jaroslaw dieser Niederlassung neue Vertheilung. Die Ueberreste ihres immer blühenderen Geschäftes hinterlegt aber die vorzügliche deutsche Kaufmannschaft alljährlich in die Sanct-Petersbüchse der Marienkirche zu Wismar, von deren vier Schüsseln sich nur einer in den Händen des Gotthändlers

Holzmännern besetzen darf. Die andern drei Ritterschlüssel müssen von den Lübeder, Zosser und Dothmunder Kellern in Verwahr genommen werden.

Solche Verbindungen einzelner Städte ließen freilich den damaligen deutschen Reichsgeisern schmerzlos entgegen. Noch im Jahre 1231 hatten sich die Fürsten auf dem Reichstage zu Worms aufs entschiedenste gegen dergleichen städtische Verträge ausgesprochen, in denen sie sehr wohl das Aufkommen einer neuen Art von gesellschaftlicher Macht erkannten.

Aber die Zeit drängte zu engem Anschluß und festen Zusammenhalten der Schwäbischen gegen die Großen, da das von Außen und Innen gefährdete Reich immer mehr auseinander zu fallen drohte.

Ein rascher Blick auf die damaligen Weltverhältnisse wird dies deutlich machen.

In den letzten Tagen des Jahres 1240 war Kien, der Herrscher des russischen Großfürsten, von den Mongolen in Asien gelegt worden, und mit Beginn des folgenden Jahres drangen diese feigenrassen Nomaden weiter gen Westen vor. Schon am 9. April 1241 kam es zwischen ihnen und den vereinten polnisch-deutschen Heeren auf den Ebenen der Weichsel bei Legnica zur Schlacht. Der Sieg zeigte sich auf die Seite der Mongolen und hanger Schrecken benutzte sich aller zunächst betroffenen deutschen Lande. Die abentheuerlichsten Gerüchte der damaligen Zeit sind voll von Erzählungen der Klumpen und Eroberungszüge jener asiatischen Heeren. In Lübeck war man so besetzt mit einem

Ueberrasche diese „Tactica“, daß bereits vor dem Durchzuge ein großer Hauf aufgeboten wurde, an dem Frauen und Männer, Reiche und Arme mitarbeiten mußten. Zum Glück für Deutschland richtete der Feind bald darauf seine Angriffe gegen Ungarn, von wo dann später sich seine Hauptmacht wieder gen Osten wandte. Aber die Furcht vor einer Rückkehr des ungesühnten Eroberers ward im Abendlande nicht gehoben, und Deutschland, das zunächst betroffen, denn es vor Allen ablag, jenen Völkersluthen im Osten einen starken Damm entgegenzusetzen, war damals durch innere Eiteligkeiten und Partidungen in sich gerissen und nach Außen ohne Macht und Ansehen.

Denn die Ruhe, welche in eben dem Jahre 1241, nach dem Tode des frommen Papstes Gregor IX, in den Kämpfen der römisch - christlichen und heidenrömisch - seltischen Gewalten in Italien wie im deutschen Reiche eingetreten, war nur von kurzer Dauer. Kaum hatte nach einer fast zweijährigen Vacanz des päpstlichen Stuhles das Cardinalcollegium Innocenz IV zum Oberhaupt der Kirche gewählt, als neuer Haß zwischen Friedrich und der römischen Curie erwachte. Alle Versuche zu einer friedlichen Ausgleichung zwischen dem Kaiser und dem Papste waren vergeblich. Bald fühlte sich Innocenz in Rom nicht mehr sicher. Im Jahre 1244 entfloß er nach Lyon, berief dorthin eine glänzende Kirchenversammlung und erneuerte nun alle Hülfe, mit denen schon Gregor IX den ungläubigen und hochheidenrömischen Heidenrömer gehandelt hatte.

Fünf Jahre später starb der Kaiser inmitten der Bene-

gungen, welche er vor Allen herbeigerufen hatte und welche jetzt mit seiner Macht über seinem Grabe zusammenstiegen, um während eines Menschenalters die nationale Selbstständigkeit der Deutschen ausß Hesse zu vertreten, das kaiserliche Ansehen für lange Jahrhunderte herabzumüchigen. Hatte schon zu Friedrichs Zeiten das Reich zu widerwilligen Nationen das eigenmächtige Treiben der durch römischen Einfluß unterstützten Gegenpäpste erdulden müssen, so war jetzt die Uneinigkeit der maßberechtigten Fürsten so weit gekommen, daß weder sie noch die päpstliche Curie sich scheuten, die deutsche Krone im Auslande selb zu bieten. Der Papst rief den König Haken von Norwegen als Thronbesteiger auf, erhielt aber von diesem eine abschlägige Antwort. Die Partei des Erzbischofs von Trier trat mit Alfons von Castilien in Unterhandlungen, deren Aussicht auf Erfolg nicht sollte. Zuletzt jedoch trat der edle Graf Richard von Cornwallis, der Bruder des englischen Königs Heinrich III., um eine bedeutende Kaufsumme, welche den Erzbischofen von Köln und Mainz zu Gute kam, den Preis davon. Gegen Ende des Jahres 1256 war man zu Frankfurt des Handels einig geworden. Am 18. März des folgenden Jahres nahm Richard in London von dem Parlament Abschied und zwei Monate später empfing er in Aachen aus der Hand der gekrönten Fürsten die deutsche Krone, die fünfzehn Jahre hindurch sein sorgenloses Haupt schmücken sollte. Seine Regierungsthätigkeit hat sich niemals über das Rheingebiet hinaus erstreckt; der ganze deutsche Norden und Südosten blieb der Willkür der heutigen Landesherrn überlassen. Als Richard im Jahre

1272 zu Berkmünde in England starb, schrieb Gottfried von Gudoniggen, das Andenken an diesen Fürsten sei mit seinem Namen verschwunden.

Unter solchen Verhältnissen traten in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die seit Langem schon durch ihre gemeinschaftlichen Handelsinteressen eng verbundenen Städte des nördlichen und mittleren Deutschlands in immer zahlreicheren Vereinen zusammen, um ihre Gerechtsame und Verfassungen gegen die schrankenlosen Eingriffe der Landesfürsten zu sichern und so zugleich dem Mangel einer einigenden, schützenden Reichsgewalt abzuwehren.

Der höchsten Ausprägung zur Bildung dieser norddeutschen Städtevereine hatte das Bündniß abgegeben, welches im Jahre 1241, zur Sicherstellung der Land- und Wasserstraßen vom Ausflusse der Elbe bis zur Travenmündung zwischen Lübeck und Hamburg abgeschlossen war. Denn wie dieser Vertrag die Grundlage zu der späteren engen Vereinigung jener Hauptstapelplätze der Ost- und Nordsee bildete, und in beiden Städten ein gemeinschaftliches Zerecht, gleiche Münze und ähnliche Handels- und städtische Einrichtungen hervorrief, so sieht derselbe auch der Zeit nach an der Spitze aller Verbindungen, welche sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts unter den übrigen hannoverschen und Verstädten gebildet haben. Von dem Jahre 1241 begann diese große, eulgennte Bewegung, welche in den holländisch-deutschen Norden das Gefühl seiner Kraft hervorrief. Bald waren es die Kämpfe mit den Obergerichten, welche Lübeck, Rostock, Wismar und Witten zu engen Ansdhuf veranlaßten,

bald das Bestreben, den Handelsfrieden aufrecht zu erhalten, welches die Städte Riga, Dorpat, Reesl und Uppe zu festem Zusammenhalten antrieb, bald endlich das Bedürfniß nach gemeinschaftlicher Vertretung im Auslande, wie nach Regelung der inneren Rechtsverhältnisse, welches die zahlreichsten, mit köstlichen Rohre bedeckten Städte zur Vereinigung ihrer Interessen mit denen der mächtigen Reichsstädte Litha veranlagte.

Dazu gesellten sich auch bald die Klagen der fernem livländischen Kolonie, die von neuen harten Kämpfen mit den russischen und lithauischen Nachbarn zu bestehen hatte und verächtlich Litha von Hilfe und Beistand anging. Schon im Jahre 1261 hatte sich deshalb der Ordensmeister von Livland an den Rath und die Bürger Lithas gewandt, hatte sie daran erinnert, daß, „gleich einem auserwählten Garten, das Feld des Glaubens in den livischen Landen gerade mit dem Blute ihrer Väter und Brüder, ihrer Söhne und Freunde so oft benetzt worden sei“, und forderte sie nun auf, von Neuem ihre Ritter und Knappen und Kolonisten dorthin zu senden; „einem jeden solle Land zu Pacht oder zur Behausung eingeräumt werden.“ Dann schreibt im Jahre 1274 der Bischof von Dorpat den gesamten deutschen Kaufleuten, „eingedenk der Mühen, der Schätze und des Blutes, durch welches sie einst die junge Kirche in Livland und Estland, unter göttlicher Gnade, zur Erkenntniß ihres Schöpfers geführt, wolle er, daß sie fortan in seinem Sprengel von allem Zoll, Strafrechte und andern Lasten befreit sein sollten.“ Ähnliches hatte bereits früher der Bischof von Reesl der deutschen Kaufmann-

schaft zugesagt. Kein Opfer war den Holländern zu groß, welches sie nicht willig gebracht hätten, um den Zusammenhang mit dem deutschen Mutterlande aufrecht zu erhalten. Selbst Hesel schreibt noch als dänische Stadt um 1274 an Viborg, daß es sich unter keiner Bedingung von dem Bunde mit ihm loszusagen vermöge, sie müßten zusammenhalten „wie die beiden Arme des Gekreuzigten.“

So zeigte sich auch in den entlegenen Gebieten der deutschen Ostseelände dasselbe Streben nach Vereinigung. Binnen weniger Jahrzehnte hatte dieses nationale Gefühl bereits in den verschiedenartigsten Verbindungen der baltischen Städte unter sich und mit dem Inneren Reichthumslande Kraft und Ausbruch erlangt.

Es kam nun die Zeit, wo jene weltberühmten Seebündnisse sich vollständig zu einer staatsähnlichen Einheit gesalteten, welche dem skandinavischen und slavischen Norden Europas zum erstenmale das volle Gemüthe einer massenmächtigen deutschen Handelsmacht entgegenstellen sollte, und welche befähigt war, für die nächsten Jahrhunderte die Herrschaft über die baltischen Gewässer zu beanspruchen.

Der erste Anlaß zu diesen Verträgen, welches einen allgemeinen Umsturz der nordischen Politik nach sich zog, lag in den Zerwürfissen, welche um das Jahr 1283 zwischen dem deutschen Ostseebüden und der norwegischen Krone eingetreten waren.

An der Westküste Norwegens liegt hart am Meeresbrante in einer von Höhen rings umzogenen Gassenbucht die Stadt Bergen. Der Ort ist alt; er soll schon gegen Ende

des elften Jahrhunderts gegründet sein, und mag bald nach seiner Erbauung das Augenmerk der ganzen nordischen Handelswelt auf sich gezogen haben. Wenigstens berichteten dänische Kreuzfahrer, welche um das Jahr 1190 nachhin verschlagen wurden, bei ihrer Heimkehr, kämen von dem zahlreichen Schiffe der Isländer, Schweden, Engländer, der Deutschen, Dänen, Schotten und Gotländer, welche alle an der sogenannten Brücke, dem Kai, vor Anker lagen. Anfanglich schienen sich besonders die Engländer häufig in Bergen eingefunden zu haben, um ihr Gewerbe daselbst abzumachen. Bald jedoch verkehrten sich auch die Kaufleute der deutschen Handelsstädte gern zu der beschwerlichen Fahrt durch das Kattegat, um an dem vorröthigen norwegischen Küstentische ihre Wein und ihr Bier gegen Pelzwerk und gedörrte Fische einzutauschen. Im Jahre 1271, unter der Regierung des weisen Königs Magnus, den seine Vortreuer durch den Beinamen des Geseßverbesserers zu ehren pflegten, haben wir die Deutschen bereits im Besitze eines ausgedehnten Stapelrechtes zu Bergen, wonach sie zur Sommerzeit vom 3. Mai bis 14. September alle Waaren frei ein- und ausführen durften. Bald erlangten diese „Eidmänner“ von demselben Könige auch die Erlaubniß, in Bergen zu übernachten, gründeten nun an der Brücke ihre eigenen Häuser und Contore und bürgerten sich so allmählig in der fremden Stadt vollkommen ein.

Mit dem Tode des Königs Magnus, im Jahre 1280, erlitten diese Verhältnisse eine plötzliche Aenderung. Sein Sohn und Nachfolger, der jugendliche Erich, fand wenig

Wohlgefallen an der Friedenspolitik des Vaters. Ihn trieb sein mütterlicher Ehrgeiz, nach aller Vernunftanleihe, zu Entzügen und Herrschsüchten. So manche Unbill, die des Vaters Sanftmuth ruhig von Dänemark hingenommen hatte, sollte jetzt ausgeübt werden. Schon im Jahre 1284 zog er daher seine Kaperschiffe aus, um dänische Fährwege aufzubringen und auf den Inseln Brand und Verheerung anzurichten. Zugleich galt es, den Deutschen, die damals enge mit den Dänen zusammenhielten, dies Freundschaftsbündniß zu verleben. Alf Grelingsen, der wilde Kapersührer, ward bald der Schwarm aller deutschen Schiffe. In Bergen belagte Grelch ihre angeschapeten Güter mit Beschlag, verschloß ihnen den Zugang zu ihren Häfen und vernichtete so mit einem Male ihr ganzes norwegisches Geschäft.

Die Nachricht von diesen Vergehungen fand aber die deutschen Städte nicht unverbunden. Bundesrösse trüben Al, die eben damals zwischen den Markgrafen von Brandenburg und den norddeutschen Fürsten und Städten im Gange waren, hatten diese bereits im Juni des Jahres 1283 vermocht, in Rostock zu einem bewaffneten Bunde zusammenzutreten, um so durch gemeinsame Maßregeln einer jeden ferneren Verwundung des Landfriedens vorzubeugen. Den Fall eines Seekrieges hatte man möglichster Weise hierbei nicht außer Acht gelassen. Die darüber aufgestellte Urkunde, welche acht Oßeslöthe, Lübeck an der Spitze, mitunterschiedet hatten, verpflichtete ausdrücklich alle Theilnehmer des Bündnisses, eintretenden Falls auch Kriegsschiffe auszurüsten und diese mit einer bestimmten Anzahl von Bewaffneten zu be-

namen. Besondere Verträge zum Schutze des Handels in der Ostsee hatte Lübeck bereits früher mit Wlady und Riga abgeschlossen. Die Bedingungen dieser Verabtragungen sollte jetzt zunächst Norwegen übernehmlicher König gemacht werden.

In allen Städten der „Ostsee und Westsee“ begannen nun die kriegerischen Rüstungen. Noch im Jahre 1284 waren dieselben so weit gediehen, daß ein Theil der deutschen Flotte an die norwegische Küste segeln konnte, um hier den Feind im eigenen Lande zu beunruhigen. Zugleich legten die Städte ein anderes Geschwader von größeren Kriegsschiffen, den sogenannten Loggen, im Bündnisse mit Dänemark, welches am 29. November ihrem Bündnisse beigetreten war, in den Sund und vor die benachbarten Hafensplätze und schritten auf solche Weise den Norwegern alle Zufuhr von Weiz, Bier und Korn ab. Bald zeigten sich die Folgen dieser Maßregeln. Eine Hungersnoth, welche, veranlaßt durch die Handelsperre, in Norwegen ausbrach, zwang schon im Frühjahr 1285 den König Erich, die ersten Schritte zum Vergleiche zu thun. Am 13. März erließ er von Bergen aus an Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Bremen, Stralsund, Greifswald, Stettin, Demmin, Anklam, Elbing, Wlady, Riga und Reval die Schreiben, in welchem er sich verpflichtete, ihre Kaufleute vor allen Nachtheilen in seinen Landen zu schützen, wobei er nur als Gegenbedingung stellte, daß den Norwegern dort überall dieselbe Sicherheit gewährt würde.

Ein Theil der Städte begnügte sich mit diesen Zugeständnissen. Die fünf sogenannten wendischen oder slawischen

Städte Lübeck, Bismar, Rostock, Stralsund und Greifswald aber, welche die Glückseligkeit ihrer nächsten Existenz um jene Zeit bereits zu einem engeren Bande vereinigt hatte, gingen mehr in ihren Forderungen. Sie, nebst Riga und Wißby, verlangten Erß für alle dem Könige Erich ver-
 Ausbruch des Krieges mit Beschlag belegten Waaren und
 Forderungen, und schritten hierbei mit solcher Einmüthigkeit und
 Festigkeit zu Werke, daß der selbe Norweger sich endlich be-
 quemen mußte, im Juni 1825 mit den Abgeordneten jener
 sieben Städte zu Gullbergsholm in Unterhandlungen zu tre-
 ten und einem freunden Fürsten, dem Könige Magnus von
 Schweden, das Schiedsrichtersamt in dieser Streitfrage zu
 übertragen.

Diese vorläufigen Verhandlungen gemäß ward nun durch
 die Gullbergsholmer Puntationen vom 3. Juli zum Herbst
 eine neue Tagessahrt nach Kalmar, auf neutralen schwedischen
 Gebiet anberaumt, wo König Magnus nebst den Bevollmäch-
 teten der Städte und zwei Abgeordneten des Königs Erich erschei-
 nen sollten. Am Michaelis nahmen diese Verhandlungen ihren
 Anfang. Die Kontroversen zogen sich drei bis vier Wochen
 hin. Am 31. October gab endlich König Magnus sein Ge-
 schworn ab, neupß Erich den genannten Städten alle Güter
 anzuliefern, als Schadenersatz bis zum nächsten Johannisster-
 mine 6000 Mark zahlen, die früheren bergischen Freiheiten
 bestätigen und neue, ausgedehntere, für alle normegischen Hän-
 den gütliche Verrechte hinzuzufügen anstie. Das waren die
 Bestimmungen des Kalmarischen Vertrages, der durch seine
 Ursachen und Folgen den neugebildeten norddeutschen Städte-

kunde gleich bei dessen Entstehen einen großen politischen Charakter verlieh. Ob dieser Bund in seiner Allgemeinheit schon damals den Namen der Hanse annahm, ist zweifelhaft. Einzelne der von den westdeutschen Städten auf Flandern und Brabant gestellten Handelsbündnisse hatten bereits früher sich diese Benennung beigelegt. Nach den vorerwähnten Umständen kam der Name der Hanse der deutschen Ostseeflüßer erst ein halbes Jahrhundert später bei den nordischen Völkern zur Anerkennung.

Au die Spitze des Bundes trat aber schon jetzt die freie Reichsstadt Lübeck, die seit dem Tage bei Bornhöved von Jahr zu Jahr an innerer Kraft und äußerer Beherrschung gewonnen hatte. Schon zählte ihre Flotte zu den mächtigsten im ganzen baltischen Meere. Wo sich die weißen, roth-belegten Wimpel ihrer Kriegsgeschwader zeigten, verbreitete sie Furcht und Schrecken bei dem Gegner. Auf der Höhe von Rosbok hatten die Lübecker Koggen im Jahre 1234 sich zum erstenmale im offenen Seekampfe mit den dänischen Drakenschiffen gemessen und nach einem Gefechte, das von der Frühstunde bis zur Dämmerung währete, einen vollständigen Sieg davongetragen. Fünfzehn Jahre später zeigten ihre Kriegsbanner bereits an den Küsten Seelands. König Erich von Dänemark hatte durch willkürliche Absteuern den Handel der Lübecker gestört; alsbald ließ ihre wohlbewaffnete Flotte in See; Kopenhagen ward genommen, das Schloß zerstört, Seeland und die umliegenden Inseln verheert.

Mit diesen Erfolgen zur See ging die politische Machtentwicklung Lübecks Hand in Hand. Immer weiter dehnte

sich sein Einfluß im Nothen Deutschlande und an den Ostseestädten aus. Eszen waren nahe an dreißig baltische Städte mit lübischen Rechte berechnnet, die alle sich dem lübischen Oberhofe unterordneten. Als sich um das Jahr 1292 die deutsche Kolonie zu Novgorod nach einem Gerichtshofe im Mutterlande umsah, an den von dort aus in streitigen Fällen appellirt werden konnte und dessen Urtheile dann für alle Theile ausschließende Kraft haben sollten, vereinigten sich achtzig, siebenundzwanzig lübische, weißrussische und rheinische Städte dahin, daß das Zugrecht vom Hofe zu Novgorod fortan nur nach Lübek haussuchen solle. Zu den dortigen Messen ständen die Fremden von Rath und Fern herbei. Im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts muß die Stadt bereits über funfzigtausend Einwohner gezählt haben. Dort trafen auch jährlich die Abgeordneten der Bundesstädte zur Tagesfahrt zusammen, um ihre inneren und äußeren Angelegenheiten gemeinschaftlich zu regeln. Waren dann Streitigkeiten mit fremden Mächten oder im Bunde selbst zu schlichten, so lag vornehmlich Lübek die Sorge ob, aus seiner Mitte erprobte Unparteiiker und rechtskundige Richter zu Vermittlern aufzustellen. Und was war Alles zu beschaffen und zu ordnen in jenen Zeiten, wo sich so eben erst die nothwendigsten Grundlagen für einen geregelten See- und Landverkehr im europäischen Norden gebildet hatten! Welch' vielseitiges Leben lebte da da Johann von Deusel, ein Heinrich Bullenbrun, ein Vermoch von Köpen und Andere jener lübischen Rathsmänner, die, eingeweiht in alle merantilen und politischen Geheimnisse der baltischen Handelswelt, bald zu Brügge

im Namen des gemeinen deutschen Kaufmannes eine neue Raageschreitung beschließen, bald im Kaval schiffbrüchige Güter aus fremder Herren Hand befreien, bald mit den Fürsten Skandinavien's Verträge schließen, bald für die Redgeredhändler auf der Neva ungehinderte Fahrt erreichen mußten. Ueberall, wo es galt, Mißbräuche und Uebelstände zu beseitigen, die aus früheren Jahrhunderten stammten, jetzt der Neugestaltung der Rechtszustände und des Handelsverkehrs hienament entgegenzutreten, überall ging Lüthel voran, überall griff er in das Gerichte der nordischen Politik ein, und wußte so in immer weiteren Kreisen das Ansehen seiner Stellung zu befestigen. Schon verknüpfen enge Freundschaftsbünde die deutsche Reichsstadt mit dem Fürsten Frankreichs und mit der Krone Polen. Bis zu den eisigen Ufern des Ladogasees wie zu den sonnigen Meereshafen Italiens trugen zahlreiche Handelsflotten den Ruhm der baltischen Meeresherrscherin, und nicht fern lag die Zeit, wo dieser deutsche Reichsstaat, als Vermittler der romanischen Südwest und des slavischen Ostens sich ebenbürtig den Löwen von San Marco wie der übermächtigen Wolchens-Republik zur Seite stellen durfte.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts durchkreuzte Marino Sanudo, ein edler Venezianer, den größten Theil der christlichen Welt. Allen, der letzte Wappensplatz der römischen Kirche im Neuenlande war so eben bezwungen, das ganze heilige Land in den Händen der Ungläubigen. Sanudo's Zweck ging dahin, den Papst zu bewegen, umschiff im Rundwege eine mächtige Flotte zu vereinigen, zu welcher alle Völker des Abendlandes beistimmen sollten. Ein Angriff

auf Aegypten, eine rasche Eroberung des Landes, so hoffte er, würde das sicherste Mittel sein, sich Spanien wider zu bewähren. Um nun die Streichzüge der verschiedenen europäischen Despoten kennen zu lernen, unternahm der fromme Sancho seine große Reise, die ihn auch nach Genua und „Slavien“ führte. Als er nach Venedig zurückgekehrt war, arbeitete er seinen Plan aus und legte ihn im Jahre 1321 dem Papst vor. Von den heiligen „Mamanten“ heist es in dieser Denkschrift, daß dort viele merkwürdige Landschaften wären, angefüllt mit wohlhabenden Einwohnern. „Besonders aber ist Genua, Venedig, Wien, Regensburg, Straßburg, Gröden und Berlin zu nennen, denn aus diesen Städten könnte eine große Menge guten Volkes gezogen werden, da sie reich sind an starken und muthigen Soldaten.“

III.

Während sich so im Noorden Deutschlands die Anfänge zu einer achtunggebietenden Seemacht bildeten, erlangte die kriegerische Thätigkeit der Deutschen auch zu Lande die glänzendsten Erfolge. Unabgesetzt wütheten noch immer im Osten der Weichsel die Kämpfe fort, welche der Ritterorden der heiligen Jungfrau im Jahre 1226 zur Begründung der heidnischen Preußen unternommen hatte, und welche nicht eher enden konnten, als bis auch in diesen baltischen Gebieten das Glaubenswort der Kirche vollendet, der Boden zur Errichtung eines christlichen Staates nach allen Seiten hin gesichert und gekrönt dastand.

Der Durchsührung dieser Aufgabe hatten sich von Anfang an Schicksale gleichem verschiedenster Art entgegengestellt: Wie einst der Kaiser Karl am Oeffersweide, so fanden hier die deutschen Ritter an den Preußen einen stets kampffertigen und während sechsßg langer Kriegsjahre zu immer neuen Empörungen ausgelegten Gegner, dem schon mit zahllosen Seen, Sümpfen und dichten Wäldern bedeckten Lande die günstigsten Vertheidigungsmittel an die Hand gaben. Ingleich mit

den Preußen hatten sich im Nothfalle ihrer litauischen Stammgenossen gegen die christlichen Dränger erheben und zur selben Zeit, da jene ihre verheerenden Ueberfälle in die litauischen Odensteggebiete begannen, rüstete sich auch im Westen von der Elbe her der eifersüchtige Pommerherzog zum Kampfe gegen die deutschen Ritter.

Aber die Hingebung und Ausdauer dieses kriegerischen Muthsdeusch, der willig, auf den ersten Ruf der Kirche, die Gefilde des heiligen Vorgelandes verlassen hatte, um seine Muttergotteskirche an den rauhen Gehäuden des Reichs muthes aufzuspielen, warf hier wie dort mit kühnen Schlägen die Heinde seines Glaubens nieder. Treu stand dabei ihm Deutschland zur Seite, das inmitten der traurigsten Veröfthung diese Kämpfe als ein neues Band zur nationalen Einigung erkannte. Ein jedes Mitglieds, das in jenen Tagen die deutschen Wälder in den Waldschlachten traf, fand Widerstand im ganzen Reiche. Wenn dann die Minneräten und Domkapitel im Süden und Norden Deutschlands umherzogen, um Geld zu sammeln und das Krieg zu vertheuern, dann ward es lebendig an den Höfen der Fürsten, wie in den Städten und Dörfern ihrer Sprengel, dann verbrannte aller Hader und alle Feindschaft. Und immer neue Schwärme von Kriegsknechten und Kriegsknechten zogen hinauf zum Norden, um die geliebtesten Reichen der Ritter wieder zu füllen. Hier kämpften Deutsche aller Stämme. In wiederholten Malen führten die Fürsten von Brandenburg, Meissen, Braunschweig, Böhmen und Thüringen selbst ihre begünstigten Mannen ins Preußenland. Es war, als wollte Deutschland auf jener

jetzen reichlichen Wohlstand sich neuen Risiken erschließen, weil ihm dadurch die alte Ehre verflümmert war.

Wurde der Orden durch solche Hülfsleistungen in den Stand gesetzt, die Bekämpfung der heidnischen Gegner immer weiter auszuweiten, so mußte dieser Rittersstaat sich zugleich durch eine wohlgeordnete, nach allen Seiten hin militärisch geordnete Verwaltung in den sicheren Besitze der eroberten Gebiete zu erhalten. War ein neuer Landestheil in den Bereich der Ordensherrschaft gezogen, so wurden zunächst an den besiegten Panthen desselben feste Burgen und Waffenslätze errichtet und die erforderlichen Kriegsmannschaften dort zurückgelassen. Einer jeden Burg fiel ein bestimmter Landestheil zu, mit dem sie zusammen eine Komthurei bildete. Die Vertheilung und Verwaltung der verschiedenen Komthuren übernahmen dann Ordenskomthure, von denen jeder sich mit einem Consens von angesehenen Ritters umgab. Bei allen größeren militärischen Unternehmungen standen diese zunächst unter dem Befehle des Ordensmarschalls, in dessen Händen die obere Leitung des Kriegswesens und der allgemeinen Landesvertheilung ruhte. Dem Ordensmarschall war wiederum der Landmeister vorgelegt, der vom Hochmeister und seinen Kapitel gewählt wurde und bald unter dem Namen Magister vorkam, bald Präceptor genannt wird. Solcher Landmeister waren zwei für die Verwaltung der heidnischen Ordensgebiete bestellt, der Eine für die preussischen, der Andere für die polnischen Besitzungen. Einen jeden derselben war ein eigenes Landestkapitel mit beratender Stimme beigegeben. Die Leitung der ausserordentlichen Angelegenheiten,

die Ausföhrung aller Regierungs- und kriegerischen Maßregeln so wie die Handhabung der obersten Gerichtsbarcht lag allein der Sorge des Landmeisters ob. An der Spitze des ganzen Ordens endlich stand mit monarchischer Machtvollkommenheit, umgeben von einem Ordenskapitel, der Hochmeister, der aus der Wahl jenes Kapitels hervorging und dessen Hauptsiß bis zum Jahre 1292 in Altona war. Später, nach der Eroberung dieses Plazes durch die Selbsthullen blieb das Hauptordenshaus eine Zeitlang in Bruchig, bis es schließlich im Jahre 1309 nach Preußen verlegt wurde.

Die Stellung, welche die Geistlichkeit neben dieser in alle Landverhältnisse tief eingedrungenen Verwaltung erhalten hatte, war in den preussischen Ordensgebieten von Anfang an eine beschränkte gewesen. Hier in den Landen zwischen der Weichsel und den karpathischen Grenzen hatte der Orden zwar den Christenthum seine neuen Bahnen geöffnet und der fegreiche Ritter war zum Feindborge geformt, sich dem Krumm- sabel der Kirche unterworfen. Diesen Ansprüchen des Ordens auf das Preussenland wagte die römische Curie daher in keiner Weise entgegenzutreten. Bei der Errichtung der vier preussischen Bisthümer im Jahre 1244 wurde auf päpstlichen Befehl ein jeder der neuen bischöflichen Sprengel in drei gleiche Theile getheilt, von denen zwei dem Orden verblieben und nur der dritte unter die Herrschaft der Geistlichkeit gestellt ward.

Einen ungleich mächtigeren Einfluß hatte sich aber in Poland die Geistlichkeit neben der Ordensherrschaft erworben. Hier war es von Anfang an die Geistlichkeit gewesen, welche

die Erwerbung und Behauptung des Landes geleitet hatte. Von ihr war dann die Stiftung des Schwentestens ausgegangen, und wenn denselben auch bald nach seiner Gründung ein Drückel der ursprünglich geistlichen Besitzungen zuerkannt war, so war er doch stets in einer Art von Vasallenschaft zum eiglichen Bischofsstuhle verblieben. Durch die Vereinigung der Schwentritter mit dem deutschen Orden hatte dieses Verhältniß keine Veränderung erlitten. Der eigliche Bischof übte nach wie vor die höchste Gerichtsbarkeit über alle Lehnsgüter in Livland aus.

Aber in diesen sich freigebenden Verhältnissen lagen für die beiden kirchlichen Gewalten die Keime zu ersten Verwickelungen und langdauernden Zerwürfnissen.

Die politische Vordrängung, welche die litauische Kirche neben ihrem geistlichen Einflusse während dreißig Jahren im europäischen Norden behauptet hatte, war mit dem Tode Alberts von Buchdoven fast gänzlich geschwunden. Seinen Nachfolger Miklaus, der fünfzigjährige Jahre hindurch die bischöfliche Würde zu Riga bekleidete, war es nicht gegeben, aus dem Kreise einer rein kirchlichen Wirksamkeit herauszutreten. Während Alberts Genius um die litauischen Lande einen Glanz von Macht und Ansehen verbreitet hatte, der bis zu dem Lebende dieses großen Mannes in seinen Zweigen gewachsen war, gesal sich jetzt die eigliche Kirche in einem politischen Stillstande, an welchem die rauschenden Wellenschläge der gleichzeitigen Ereignisse fast spurlos abglitten. Der Vereinigung des Schwentestens mit den Ritters des deutschen Hauses sah der Bischof zu, ohne sich bei dem darauf

hinsichtlichen Verhandlungen in legend wie nachster Weise zu betheiligen. Der durchweg innerliche Charakter seiner Regierung hielt Nikolaus fern von einer größeren weltlichen Wirksamkeit, wie von jeder selbstthätigen Theilnahme an den Kämpfen, welche seine Ritter und die Vögte seiner Stadt unaufhörlich mit Litauern, Luthauern und Russen zu bestehen hatten. Die Geschichte seiner Amtsführung weiß nur von Schenkungen einzelner Ländereien und Privilegien zu berichten, mit welchen der Bischof die Bewohner Riga bedacht, oder von rechtlichen Anordnungen, die er in seinem Sprengel getroffen hatte.

Ein neuer Schimmer von Nachentwicklung schien für die litauische Kirche aufzugehen, als am das Jahr 1253 Nikolaus starb und ein zweiter Albert, der einst vom ritterlichen Domkapitel verschmäht, jetzt als ritterlicher Erzbischof vom Papste eingeführt, die Leitung der gesammten geistlichen Angelegenheiten in Poland, Osland und Preussen übernahm.

Albert Zuercher stammte aus Köln. Sein Geburtsjahr ist unbekannt; es liegt höchstwahrscheinlich an der Grenze des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Ein hoher Grad von Gelehrsamkeit und Geistesstärke mochten ihm schon frühe den zu jener Zeit gar ehrenvollen Titel eines Magisters verschafft haben. Bald erlangte er als Scholastikus beim bremser Domkapitel eine einflussreiche Stellung, die ihm die Leitung der dortigen Schulschulen gab. In dieser Würde erscheint er zum erstenmale um das Jahr 1229. Damals war so eben der bischöfliche Sitz zu Riga durch den Tod Alberts von Bucherden erledigt worden. Das bremser

Erzstift, welches eben als Metropole der baltischen Kirche in allen baltischen Landen hochangesehen, unlängst aber durch ein päpstliches Machtwort seines ganzen vorzigen Einflusses entsetzt war, wollte bei dieser Gelegenheit einen letzten Versuch wagen, sein früheres Ansehen an der Dina wieder herzustellen. Unbekümmert um das Verbot, durch welches schon Papst Honorius dem brenner Domkapitel jede Ausübung von Metropolitanechten in Island untersagt hatte, ernannte daher der Erzbischof Gerhard von Bremen noch vor Ablauf des Jahres 1229 seinen Ruzen und erfahrenen Canonikus Albert Euerbeer zum Nachfolger jenes ersten Albert, der einst wie dieser unter der Zahl der brenner Domherren gestanden, sich dort zum baltischen Befehlshaber vorbereitet und herangebildet hatte.

Aber schon waren die baltischen Kirchenlande für Bremen unumkehrbringlich verloren. Die Wahl, welche das eigentliche Domkapitel gleichzeitig aus eigener Machtvollkommenheit vorgenommen hatte und welche auf Nikolaus gefallen war, erhielt, wie zu erwarten stand, die Bestätigung des Papstes. Albert Euerbeer wurde zurückgewiesen und mußte statt des ersehnten bischöflichen Ordens wieder seinen einfachen Domherrnantheil anlegen. Auch während der nächsten sieben Jahre, die diesen trübenden Vorfälle folgten, scheint seine Stellung beim brenner Stifte sich um Nichts geändert zu haben. Noch im Jahre 1235 finden wir ihn dort als Schloßpfand aufgeführt. Dann endlich trat die wichtige Wendung seines Lebens ein, die ihn plötzlich aus dem beschränkten Wirkungskreise entfernte und seinem ehedemigen Blide eine reiche Zukunft öffnen sollte.

Der Erzbischof von Armagh in Irland, mit dessen Würde sich das Primat über die ganze Insel verband, starb im Jahre 1237, als er so eben von Rom heimgekehrt war.

Der Einfluß, welchen um jene Zeit die römische Curie besonders unter der schwachen Regierung Heinrichs III in Irland und England auszuüben hatte, und welche er dem Papste gestattete, fast alle vorstehenden Stellen mit ausländischen Geistlichen zu besetzen, verschaffte auch Albert die Aumarchenschaft auf das sehr bedehnte Erzbisthum von Armagh. Am 30. September 1240, am Tage des heiligen Hircouimus ward Albert zu Westminster in Gegenwart des Königs so wie des päpstlichen Legaten und einer zahlreichen Versammlung von hohen geistlichen Herren zum Erzbischof gewählt. Das hieß den fast vergessenen brennen Canonikus aufs Glänzende für die erlittene Zurücksetzung entschädigen. Schon im Jahre 1241 ging er nach Irland, übernahm mit kräftiger Hand die Führung seines Amtes, trat überall, die Vertheile der Kirche scharf ins Auge fassend, den Ansprüchen der weltlichen Gewaltthaber klug entgegen und mußte sich bald durch seine Thätigkeit und Andauer den Weg zu bequemer Theilnahme an der Leitung der allgemeinen europäischen Kirchenangelegenheiten.

Auf dem päpstlichen Throne saß seit dem Jahre 1243 der Genuese, Graf von Lavagna, Einhalt Balle unter dem Namen Innocenz IV, ein Mann von hohem Geist und geistlicher Gelchsamkeit in Rechts- und Kirchenfachen, fünfzehn Jahre hindurch Mitglied des Cardinalcollegiums, einst der Vertraute Gregors IX, erfüllt wie dieser von der

Iber der päpstlichen Weltmonarchie, deren Grenzen er durch seine Legaten und Botschafter bis zu dem goldenen Zeile des Mongolenreiches wie zu den Ostregionen der ödem Kappas ausdehnen machte.

Das europäische Kirchenconcil, welches dieser Papst bereits zwei Jahre nach seiner Erwählung berief, führte im Jahre 1245 auch den Erzbischof von Remag an den Ort der glänzenden Versammlung, nach Lyon. Dort kamen Innocenz und Albert mit einander in enger Verbindung, dort, inmitten des Getüsches der geheimen und öffentlichen Verhandlungen, knüpfte sich wahrscheinlich die erste nähere Bekanntschaft zwischen diesen beiden Männern, die bis dahin auf so ganz verschiedenen Bahnen gewandelt waren, sich aber nun in denselben Kirchen, derselben Trug nach Osten und West begegneten: Innocenz ein Südenpater, reichbegüter, mit Eitel auf eine lange Reihe glänzender Vorfahren zurücksehend, früh schon durch hochgestellte Verwandte in das bewegte Leben der großen Politik hineingezogen; Albert im Norden der Alpen geboren, von unheimlicher Geduld, ein im Dienste seines strengen Franziskanerordens mit dem Bettelstabe umherziehend, aber unablässig darauf eingend, durch Geduld und Ansehn das zu erreichen, was ihm der Zufall der Geburt versagt, spät erst, nach mühsam erworbenem Lebens- und Geschäftserfahrung dem Ziele seiner hochfliegenden Wünsche nähergerückt. Die Kluft, die zwischen beiden Männern lag, sollte jetzt durch eine nun so innigere Freundschaft ausgefüllt werden.

Als in der Schlussung des Concils, am 17. Juli 1245

die Denkschrift verlesen ward, in welcher Innocenz den westlichen Fürsten Europas die von Alirio her geschädigten Rechtsansprüche der römischen Curie in Erinnerung brachte und von Neuem feststellte, war unter den dort zahlreich versammelten hohen Kirchenfürsten der Primas von Irland einer der Ersten, der dieses Urtheilschreiben durch seine gewichtige Namensunterschrift anerkannte.

Von jenem Tage an blieb Albert im engsten Verhältnisse zum Papste, und bald bot sich denselben die Gelegenheit, dem Erzbischof von Armagh vor aller Welt einen Beweis seines hohen Vertrauens zu geben.

Seitdem im Jahre 1054 die lange vorbereitete Trennung der morgenländischen Kirche vom römischen Stuhle durch den ehezeitigen Patriarchen von Constantinopel, Michael Cerularius, in Ausführung gebracht war, hatte die päpstliche Curie es nicht an Versuchen fehlen lassen, Verbindungen mit dem Russereiche anzuknüpfen, um die dortige Kirche, die sich zwar von Anfang her der griechischen angegeschlossen hatte, aber doch ohne eigentliches Bewußtsein in diesen Bruch mit eingezogen war, zu einer Versöhnung mit dem Abendlande und zur Anerkennung der päpstlichen Herrschaft zu bewegen. Unter der Regierung Gregors VII waren die ersten Versuche der Art gemacht. Bei der Erhebung der byzantinischen Kirche hatten dann Innocenz III, so wie seine Nachfolger Honorius III und Gregor IX zu wiederholten Malen an die russischen Fürsten und Geistlichen Aufforderungen ergehen lassen, sich unter die Fohel Rom zu stellen. Bis ins Innere von Rußland waren bereits die

rüssigen Predigernöthe vorgebrungen, um zu beschien und zu kaufen. Um das Jahr 1234 hören wir sogar von einer feststehenden Gemeinde römischer Christen in Riga. Aber eine Vereinigung der russischen Geistlichkeit mit Rom war nicht zu erreichen gewesen. Alle Versuche schiederten an den Vorurtheilen, welche den Russen von Alerd her gegen die Lehren der abendländischen Kirche und deren Oberhaupt vom Papst aus überkommen waren.

Die unglücklichen Verhältnisse, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts der Einfall der Mongolen über Rußland gebracht hatte, kerkten indessen von Neuem die Aufmerksamkeit des römischen Hofes gen Osten. Jetzt, so schien es, war der Augenblick gekommen, wo sich das hart gebrachte Rußland willig zeigen würde, eine engere Verbindung mit den abendländischen Europa einzugehen. Zur selben Zeit, als Kaiser Innocenz seine Bönche Johann de Plano Carpini und Nicolas Wacelin nach Osten sandte, um den Großkan von fernem Untersuchungen gegen die Wessmett abzuhalten und ihn mondglich zur Annahme des Christenthums zu bewegen, kamen am päpstlichen Hofe auch neue Pläne auf, die russische Kirche in den Kreis der römischen Herrschaft zu ziehen.

Auf die Ausführung dieses Vorhabens wirkte entscheidend die geschehrende Stellung, welche eben damals der mongolische Reichthum dem deutschen Reich gegenüber eingenommen hatte.

Während nämlich das ganze südliche und mittlere Rußland sich unter das Joch der Mongolen hatte beugen müssen,

alljährlich den fremden Steuerbeschauern schierer Tribut einrichtete und seine Fürsten wiederholt zur Huldigung des Großkhan in die ferne Oede sandte, empfahen das freie Novgorod unter der Führung Alexander Newsky's gen Osten und Westen einen immer mächtigeren Einfluß.

Alexander Newsky, den eine spätere Zeit den Heiligen genannt hat, war der Sohn Jaroslaws II, welcher seit dem Jahre 1238 auf dem großfürstlichen Throne zu Wladimir saß. Dem alten Vorrechte gemäß, wonach Novgorod sich selbst seine Fürsten auswählen durfte, hatte die heilige Volkversammlung im Jahre 1232 die Statthalterschaft den Prinzen Alexander übertragen, der damals in der Blüthe des Jugendalters stand und berufen war binnen Kurzem ganz Europa und das weite Mongolenreich mit dem Ruhme seiner Thaten und seiner Herrscherwürde zu erfüllen.

Inmitten der Sturmzeit, die den Osten her über Russland aufgezo-gen war, begann Alexanders Thron zu leuchten. Bald nach seinen Regierungsantritt hatten die Tataren sich zu Herren der Wolga- und Dnieperlande gemacht. Wladimir war erobert, Torschol, die südlichste Grenzfestung des nowgorodischen Gebietes, am 5. Mai 1238 bezwungen. Schon fand Baianhan nur hundert Werste von Novgorod entfernt. Da plötzlich wendete er sich wieder den Süden zu. Mit dem eilig herannahenden Frühling waren die heiligen Eismasse und Niederungen aufgebrochen. Dichte Waldungen bereiteten überdies den mongolischen Reiterschwärmen unüberwindliche Hindernisse. An eine Verfolgung des Juges gegen

Kreken konnte Daria sonst nicht denken. Kougorod war gerettet. Ein mongolisches Heer ist niemals bis zum Wolchow vorgedrungen; nur selten hat späterhin die Stadt die Lasten des Großhandels in ihren Mauern gesehen. Aber mit dem Rückzuge Daria trat dennoch seine Zeit der Ruhe für den Fürstthum ein. Kaum war im Süden die Gefahr beseitigt, als sich im Norden neue Winterkriegen an den Ufern des Ladoga und der Kema zusammenzogen.

Zur Sommerzeit 1240 erschienen die Schweden mit einem großen Kriegsgeschwader in der Kema, um Kougorod zu erobern. Alle Städtchen, die zwischen der Kreu Schweden und der Wolchowrepublik am dem Besitz Grenzlands abwechselten, bildeten den Anlaß zu dieser Heerfahrt. Beim Ausflusse der Ischera in die Kema angekommen, setzten die Skandinavier ihre Truppen aus Land, um sich zunächst des festen Ladoga an der Mündung des Wolchow zu bemächtigen. Kaum war aber die Nachricht von dieser Landung nach Kougorod gedrungen, als Alexander an der Spitze seiner Krieger gegen die Heinde aufbrach. Am Sonntag den 15. Juli kam es am Kemaufer zur Schlacht. Hier zeigte sich zuerst der Heldentum und die kriegerische Größe Alexanders. Ein rascher, vollständiger Sieg über die Schweden erwarb ihm an jenem Tage den Namen Kema. Die Heinde mußten zwei Schiffe mit den Leichen ihrer angesehensten Krieger beladen und schickten diese Leichenbegängnisse vor sich her ins Meer hinaus. Dann zog er selbst noch in der Nacht, „ohne das Licht des Morgens abzuwarten“, mit der übrigen Flotte der Heimath zu.

Nach von nun an verging kein Jahr, das nicht dem Namen Alexanders immer neue Glorie verlieh. Schon 1241 eroberte er Pöten, dessen sich so eben erst die Deutschen bemächtigt hatten. Im folgenden Frühjahr, als noch alle Gewässer und Sümpfe hart gefroren waren, brach er in Litland ein. Hier setzte ihn freilich der Orden mannhaften Widerstand entgegen, schlug sogar den Verthäter seines Heeres um. Aber an dem Ufer des Pöpuessee sammelte Alexander die flüchtigen Truppen, und erfocht dort einen blutigen Sieg über die Ordenskrieger. Die Leichen der Gefallenen, sagt der russische Chronist, bedeckten eine Strecke von sieben Werst. Das geschah am 3. April des Jahres 1242.

Fünfzehn Monate später bestieg Innocenz IV den päpstlichen Thron. Seit jenem unglücklichen Septembertage des Jahres 1236, wo der Führer der damaligen Schwärmer Belquin fast mit seiner ganzen Ordensmacht im Luthauerlande umgekommen war, mochte keine Nachricht die römische Curie mit solcher Sorge um die kaiserliche Bestzung erfüllt haben, wie die Kunde von diesem Siege Alexanders. Innocenz erkannte die volle Größe der Gefahr, die von Ketzerei her der kirchlichen Kirche drohte. Hier mußte fest und schnellst eingegriffen werden. Noch im Herbst des Jahres 1243 befahl der Papst die Kreuzpredigten im ganzen deutschen und skandinavischen Norden von Neuem aufzunehmen. Zugleich ermahnte er die Deutschen in Litland aufs eindringlichste, das gute Einvernehmen mit dem Dänen in Skandinavien nicht zu lockern, weil nur durch festes Zusammenhalten den

Ueberrufen Kruggereth entgegenzuweihen war. Im März des folgenden Jahres ließ er dann eine Aufforderung an den König Eric von Dänemark ergehen, sich selbst mit einem Kreuzheer nach Estland zu begeben.

Die baltische Angelegenheit war plötzlich wichtiger, inmitten der bewegten Weltverhältnisse, so mächtig in den Vordergrund der europäischen Fragen getreten, daß selbst der Hohenstaufenkaiser, den damals schon die Sorge um die italienischen Lande fast völlig dem Werke seiner Deutschen am Ockerbunde entfremdet hatte, nach langer Zeit von Neuem seine Aufmerksamkeit dorthin wenden mußte. Auf den Wunsch des Hochmeisters, der selbst nach Verona gerufen war, schickte Friedrich im Sommer 1243, fast in denselben Tagen, da ihn der Fluß der Kirche traf, durch sein kaiserliches Nachgebot dem Orden für alle Zukunft den Besitz von Kurland, Lithauen und Semgallen und sprach dabei in seinem Schreiben die feste Hoffnung aus, daß diese Lande stets dem deutschen Reiche verbleiben würden.

Aber mit solchen Verbriefungen und den Kreuzpredigten allein war für den Augenblick hier noch nicht viel gethan, zumal da König Eric zwar im ganzen Dänemärke Hoch zur Kreuzfahrt eintrieb, die aufgetragenen Summen jedoch nachher in anderer Weise verwandte und bald von den Jüngen nach Estland nicht wissen wollte. Das Köpliche der Lage erkannte der Papst sehr wohl. Entschlossen wie er war, sann er daher auf neue, durchgreifende Mittel zur Sicherung des baltischen Kirchenwerkes.

Kaum waren die bewegten Tage des lyoner Concils

verüben, als Innocenz mit seinem Plane hervortrat. Das einß Albert von Barchinon vergänglich angestrich, eine Vereinigung aller Gläubigen in Ostland und Westland unter der schimmernden Hand eines eignen Erzbischofs, das sollte jetzt in noch ausgedehnterer Weise zur Ausführung kommen. Das Vorhaben des Papstes ging zunächst dahin, alles Land von spanischen Meerküsten bis zur Weichsel, welches in den letzten fünfzig Jahren durch die Deutschen für die römische Kirche gewonnen war, der Herrschaft eines Metropolitans unterzuwerfen, dessen Macht sich nichtin über die bisher getrennten Gemeinden Ostlands, Westlands und Nordlands, so wie über die neuerrichteten vier bischöflichen Sprengel im Preusslande erstrecken sollte. War auf solche Weise dem ganzen baltischen Kirchengebiete ein neuer Halt verliehen, und dieses nordliche Gemeind der römischen Welt der griechischen Kirche gegenüber neu geeinigt und gekräftigt, so hoffte Innocenz dann auch mit leichter Mühe die Schranken durchbrechen zu können, welche Rußland bisher vom Abendlande getrennt gehalten hatten.

Zur Ausführung dieser Pläne bestimmte Innocenz den Erzbischof von Amagh. Albert Suerbeer wurde von seinem bischöflichen Siege abberufen und nach der Schlus des Jahres 1245 zum Legaten und Erzbischof von Preussen, Ostland, Ostland und Nordland ernannt.

Am 9. Januar 1246 erließ der Papst von Lyon aus an alle Suffraganbischöfe seiner baltischen Lande die Bulle, in welcher ihnen der neue Erzbischof als ein überaus erhabener, würdevoller, großherziger und heiliger Mann vorge-

stellte wurde. Gegen Ende April übersandte Innocenz ihm das erzbischöfliche Pallium, wies ihm, da er zu dem damals noch in Preußen noch in Irland ein Bisthum vakant war, die Einkünfte der Diocese Eblenssee in Salzburg zu, statt deren Albert späterhin auf sieben Jahre das Bisthum Lübeck erhielt und verleiht ihm zugleich das Ehrenrecht, überall in seiner Priebruz das Kreuz vor sich hertragen zu lassen. Und am 3. Mai endlich ernannte Innocenz ihn zu seinem Legaten für England.

Eine neue Zeit schien sich für die Oxfordleute zu weihen. Papst und Legat waren voll der glükzuehsten Hoffnungen. Schon im Augustmonat des Jahres 1246 befand sich Albert in Lübeck, um seine neue Würde anzunehmen.

IV.

Albert stand auf dem Höhenpunkte des Aufstehens und des Glühes. Unter seiner Herrschaft vereinigten sich die sieben Bischöfe von Riga, Dorpat, Oesel, Curland, Semgalen, Aukum und Pomesanien, die alle mit ihren zahlreichen Gemeinden in ihm ihr geistliches Oberhaupt anerkannten. Schon dröten sich auch jenseits der Grenzen dieses Reichthums die Bahnen, auf denen der herrschbegierige Erzbischof seine Glaubensboten zu den benachbarten Völkern des Nordens und des Ostens auszusenden hoffte.

Die Nähe des nordgetischen Reichthums war den baltischen Kirchenländern minder gefährlich geworden, seitdem im Jahre 1246 der Leiter der dortigen Angelegenheiten, Alexander Newsky, auf den dringenden Wunsch des Großhans die weite Reise nach Asien in die Orde unternommen hatte, von der er erst im Jahre 1250 wieder heimkehrte.

Ungefähr konnten jetzt die deutschen Ritter ihrer ganzen Macht gegen Litaunien wenden, dessen Fürst Mendog sich endlich gezwungen sah, mit sechshundert seiner Krieger die christliche Laufe anzunehmen. Bereits im Jahre 1253 er-

Nicht Albert vom Papste die Befähigung, in Luthanen einen eignen Bischofsstich zu gründen.

Schon früher hatte einer der angesehensten Hofsürken des westlichen Rußlands, Daniel von Galitsch oder Galizien, sich aus Furcht vor den Mongolen unter den Schutz der römischen Kirche begeben, hatte den griechischen Glauben abgelegt und war durch den päpstlichen Gesandten zum König erhoben worden.

Gleichzeitig breitete sich die Herrschaft der Schweden unter der Führung ihres kühnen Staatsherrn Blager immer siegreicher über Finnland aus. Auch hier war durch Novgorods Einfluß zahlreiche Völler gänzlich unterworfen und nicht ohne Grund mochte schon damals Albert der Zeit entgegensehen, wo es ihm durch die vereinte schwedisch-deutsche Macht gelingen würde, ein neues römisches Bisthum auch für die heidnischen Reichthümer des finnischen Norbogens zu errichten.

Dabei ließ endlich der unerschrockene Jüngling auch das Dänereich seinen Augenblick aufser Acht. Zu wiederholten Malen ermahnte er den Erzbischof von Lund so wie den König Erich, ihre Thätigkeit dem heiligen Befehlsworte wider zuzuwenden, bis sich diese endlich im Frühjahr 1249 zu einem, weniglich kurzen Besuche im dänischen Exilande entschloß, wo neue Leben vertheilt, das Bisthum Arval reich befestigt, und die Angelegenheiten der niederen Geistlichkeit geordnet wurden.

Bei diesen ansehnlichen glänzenden Aufschwünge, den die kirchlichen Verhältnisse im ganzen Reiche der deutschen Ostsee-

lanke nahmen, mußte der Erzbischof bald darauf bedacht sein, sich einen festen Stützpunkt zur Ausübung seiner Metropolitengewalt zu wählen. Im preussischen Ostpreulande hatte Albert sich verpflichtet, niemals zu reitieren, um unnötige Verwickelungen mit den Ritters zu vermeiden. So konnte also wohl kein anderer Ort als Riga in Frage kommen. Dort in der durch Reichthum und Vollstänze blühenden Dänastadt beschloß Albert seinen erzbischoflichen Sitz aufzuschlagen, und schon im Jahre 1251 erhielt er vom Papste die Erlaubniß, sobald der Bischof Nikolaus gestorben sein würde, sich in Riga niederzulassen. We einst Albert von Bucheden als litvischer Bischof getheert hatte, da gedachte jetzt der Riter Albert als Erzbischof und Vauenträger der vereinten baltisch-deutschen Kirchenlande den ganzen Glanz seiner Machtvollkommenheit zu entfalten.

Aber dieser große Albert war kein Bucheder. Während jener den Staatsmann mit den Geistlichen in sich vereint, mit klarer Einsicht stets die schwerigsten Verwickelungen geklärt hatte, verlor der durch des Papstes Gunst und durch das rasche Steigen seines Glückes gekleidete Unpersönlichkeit, als er den Gipfel seiner irdischen Wünsche erreicht, plötzlich alle Haltung, griff mit verwegener Hand die jenseitigen Verhältnisse an, suchte vorzeitig überall die Stunde der Aufsehtung heraus, und mußte nur zu bald, als der Erfolg ihm fehler, selbst erkennen, daß ihm zur Lösung von Geschäften ersten Ranges Geschick und Fähigkeiten mangelten. Schon Island mußte Manches von Alberts übermäßigen Eifer in Kirchenfachen zu erzählen; dort hatten

indess die angesehenste Geisteswelt und der Einfluß Roms dem Heilande bei jedem Unternehmen den nöthigen Rückhalt gewährt. In den Ostseeländern aber war die Lage der Verhältnisse eine völlig andere. Hier theilte sich die kirchliche Gewalt zwischen einem mächtigen Ritterorden, der von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewann, und einer eifersüchtigen Geistlichkeit, die durch das steigende Ansehen des Ordens immer mehr von ihrem Einfluß zu verlieren fürchten mußte. Durch lange Vermittelung war es vielleicht noch an der Zeit, die Stellung der Geistlichkeit allmählig wieder zu heben und so die Feindschaft, die zwischen ihr und dem Orden obwaltete, auszugleichen. Wer aber hier zu heftigen Gewaltthaten seine Zuflucht nahm und die wohlbegründeten Rechte der Ritter legendere verachtete, der plantete ein Feuer an, dessen Gluthen nicht zu stillen außerhalb seiner Macht lag.

Am Marien-Tagbaldenstage, den 22. Juli des Jahres 1249, trat in Rügen ein Ritter vom deutschen Orden mit seinem Gefolge ein. Gerüchte flogen von ernsthaften Verwickelungen, die zwischen Albert und dem Orden stattgefunden hätten. In dem fremden Ritter erkannte man bald den Landmeister von Preußen, Dietrich von Störtingen, einen Mann, hoch angesehen beim Papste, früher mehrere Jahre hindurch Landmeister in Island, somit seit Langem schon in allen kaiserlichen Ordensgewalten bezeichnet. Als Zweck seines Erscheinens gab man eine Besprechung an, die verabreiteter Waffen drei Tage darauf zwischen ihm und dem Erzbischof an Ort und Stelle stattfinden sollte. Man begriff nur nicht, daß Albert, der damals noch neben seinen kaiserlichen Mitre-

postulante das köstliche Blüthum als Bilar vermalte, und sich zumiß doch in Lübeck aufhielt, gerade jetzt abwesend war. Der 25. Juli brach an; vom Erzbischof war nichts zu sehen. Den Landmeister drängten wichtige Geschäfte zur schleunigen Fortsetzung seiner Reise. Auf das Zureden einiger Ritter und Geistlichen gab er indessen noch vier Tage zu. Als nach Verlauf auch dieser Frist Albert noch immer nicht eingetroffen war, rißte Gedringen unterdrückter Saufe ab, ließ sich aber vorher vom Vogt und Rathe Lübeck eine Bescheinigung ausstellen, daß er den Tag des verabredeten Termins richtig eingehalten und das Söulge gethan habe, eine Verfländigung herbeizuföhren, daß der Erzbischof jedoch selbst vier Tage später dort noch nicht erschienen sei und nicht einmal einen Stellvertreter geschickt habe.

Der Zusammenhang dieser Saufe, die auf Albert von vorne herein kein gönfiges Licht warf, war folgender.

Nach einem altem, vom Papste verbrieftem Recht sieden alle Löfungsgeböte, wodurch arme und schwächliche Personen sich von der Hellsahme an den Kreuzzügen nach den Ostseeländern frei zu kaufen pflegten, dem Orden zu, der alldem über die weitere Verwendung dieser Summen zu bestimmen hatte. Seitdem nun Albert an die Spitze der baltischen Kirchenverwaltung getreten war, hatte die vorzige Geistlichkeit sich zu verschiedenen Malen bestimmen lassen, jene Löfungsgeböte für sich selbst in Anspruch zu nehmen. Gegen dieses eigenmächtige Verfahren war schon der Papst heftig eingekritten; jedoch vergebens. Später hatte der Orden dem Erzbischof eine ansehnliche Summe angeboten, um ihn zu

entschädigen und zugleich durch seine Vertreibung dem alten Rechte bei der Geschlossenheit wider Achtung zu verschaffen; indeß auch dieses Mittel schon fehl. Albert that Nichts, um dem Unwesen zu steuern. So entstand bald bei dem gesammten Ritterorden eine höchst bedenkliche Verstimmung gegen den neuen Erzbischof, die aber kurz oder lang zu einem offenen Bruch zu führen drohte, da Albert absichtlich jede Gelegenheit zu benutzen schien, um seine eifersüchtige Gesinnung an den Tag zu legen. Nicht ohne Ansehen hatten die Ritter bemerkt, daß seitdem der Erzbischof ins Land gekommen, die Kreuzritter nicht lässiger betrieben wurden. Schon schenkte Mancher selbst dem Gerüchte Glauben, wonach Albert mit dem Konauerherzoge, dem unermüdlichen Gegner der Ritter, in geheime Verbindung getreten sein sollte.

Unter solchen Umständen hatte der Landmeister Ordnungen es für rathsam gehalten, Albert zu einer persönlichen Besprechung in Bielefeld aufzusuchen, um hier wo möglich eine Verständigung anzubahnen. Der Erzbischof war darauf eingegangen, erschien aber dennoch nicht, hat sich auch, so weit bekannt, niemals wegen dieser Verwundlichkeit gerechtfertigt.

Ernennen eilte nun sofort nach Trier, um Innocenz als Schiedsrichter anzurufen. Schon auf Ostern 1250 trafen der Erzbischof und der Landmeister an den päpstlichen Hof beschließen. Zur bestimmten Zeit trafen beide ein; die Untersuchung wurde alsbald eingeleitet. Drei hohe Kirchenfürsten, unter diesen der Bischof Wilhelm von Sabina, der früher achtundzwanzig Jahre hindurch als päpstlicher Legat die Angelegenheiten des Nordens geführt hatte, übernahmen die

Schlichtung des Streits. Ein gutes Ende war hier für Albert nicht abzusehen. Denn wenngleich Innocenz seinen Einsitzling mit der größten Schonung behandelt zu sehen wünschte, so durfte er doch andererseits die wohlgegründeten Forderungen des mächtigen Ordens nicht zurückweisen. Um ferneren Streitsgeheimen über Erste vorzubeugen, ward daher zwar dem Kützer die strenge Wahrung ertheilt, die Grenzen ihrer Macht der Bisthümlichkeit gegenüber in keiner Art zu überschreiten, der Erzbischof aber wurde zur Strafe für die dem Landmeister und dem Orden angedehnten widerrechtlichen Privilegien im September 1250 vom Papste seines Bisthumsamtes entsetzt und ihm zugleich das Recht genommen, in Preußen, Pöland oder Estland einen Bischof zu ernennen.

Auf eine solche Demüthigung hatte Albert sich schwerlich vorbereitet. Noch waren kaum fünf Jahre verflossen, daß er als Gesandtenentlager der römischen Kirche seinen Einzug in die baltischen Lande gehalten hatte, und schon sah er sich durch denselben Papst, der ihn zu sich emporgehoben, seines häuptsächlichsten Einflusses beraubt. Der eitle Mann war tief gekränkt. Er mußte doppelt schwer zu tragen haben, da er sich nicht verhehlen durfte, daß ihm sein eigener Uebermuth den jähen Fall bereitet habe.

Unter diesen Verhältnissen konnte ihn auch die lang-erwartete Nachricht von dem Tode des Bischofs Nikolaus von Riga nur wenig Trost gewähren. Zwar besand sich Albert schon in den ersten Monaten des Jahres 1254 in Riga, um seinen Metropolitansitz einzurichten, erhielt auch bald darauf durch den versöhnten Innocenz von Neuem sein frü-

herab Legationsmann zurück; indeßon mochte ihn bereits ein drückendes Gefühl beschleichen, daß seine Kräfte dieser Stellung nicht gewachsen seien. In einer Ausrandlung von Kleinmuth versicherte daher Albert freiwillig auf die Legationswürde für Preußen, behielt sich den Titel als päpstlicher Gesandter nur für Island, Island und Rußland vor, und hoffte so in einem eignen Kreise, den fast jede Bezeichnung zum päpstlichen Orden fern lag, sich eine angemessenere Wirkksamkeit bewirken zu können.

Aber schon vermochte diese augenblickliche Selbstverleugnung des Erzbischofs die Fehler seiner Vergangenheit nicht wieder gut zu machen, und da, wo Albert von jetzt an die Blüten der Ruhe und des Friedens zu brechen wünschte, trieb unvermerkt die Eifersucht des Habens und der Feindschaft in den nach allen Seiten hin aufgedeckten Seiten immer festere Wurzeln. Noch im Jahre 1254 kam es zu neuen Kettungen zwischen dem Erzbischof und dem Orden. Die livländischen Ritter hatten sich geneigt, zu Albert in dasselbe abhängige Verhältniß zu treten, in welchen sie bis dahin zum eigentlichen Bischofsstuhle gestanden hatten. Weiter mußte Albert sich in Unterhandlungen mit Ordnungen einlassen, diesmal um durch die Vermittlung des Landmeisters zu seinem Rechte zu gelangen. Zu Ende in Frankreich fand die Versprechung statt. Mitte December kam der Vertrag zu Stande, wonach sich Ordnungen verpflichtete, dem Erzbischof die gewünschte Veranerkennung vom Orden zu verschaffen.

Kaum war diese Streitsache beigelegt, als Albert die Nachricht vom Tode des Papstes erhielt. Innocenz war am

7. December 1254 gestorben. Der Graf von Signa, ein Kofse Gregors IX., folgte ihm unter dem Namen Alexander IV auf dem päpstlichen Throne. Wohl behielt man dieser die weiten Pläne im Auge, durch welche der folge Genuese die Einheit und Größe der katholischen Kirche zu befestigen getrachtet hatte, und gab von vorn herein dem Gönnerlinge seines Vorgängers dieselben glänzenden Beweise von Zuneigung und Vertrauen, indem er bereits am 12. April des Jahres 1255 die rügische Kirche mit allen ihren Besitzungen unter den Schutz des Apostels Petrus nahm und Albert als Erzbischof über Oesel, Dorpat, Wierland, Kurland, die preussischen Diöcesen und über Rugland und Warschau anerkannte. Jedoch was frommen Albert diese hohen Ehren, wenn er bei jeder Schritte die Ohnmacht seiner Stellung erkennen mußte? Was zunächst die Verbindung der russischen Kirche mit dem römischen Stuhle anbetraf, die Juncorum im Auge gefaßt hatte, so war daran nicht mehr zu denken. Nicht nur, daß der kaiserliche Alexander Kenoß eine jede verachtete Vereinigung abgemiesen hatte, als ihn nach seiner Rückkehr aus der Oche um das Jahr 1251 die Anträge des Papstes durch zwei römische Legaten überbracht wurden; auch Daniel, der neugekahlte König von Galisch, gab schon im Jahre 1256 seine so eben erst geschlossene Verbindung mit Rom wieder auf, und kehrte ungeachtet aller Ermahnungen des Papstes zur griechischen Kirche zurück. Nicht minder erfolglos zeigten sich bald auch die Bemühungen Alberts, Rühnen für den christlichen Glauben zu gewinnen. Denn wunngleich Mendag im Jahre 1252 sich öffentlich zur

neuen Lehre bekannt hatte, so war der „flüchtige Habitus“ hierbei mehr den augenblicklichen politischen Rücksichten als seiner inneren Ueberzeugung gefolgt. Sechß Jahre später trat er bereits wieder als Bräut des Lebens auf und sein glänzender Sieg über die deutschen Ritter am 13. Juli 1261 an den Ufern der Durbe in Kurland vernichtete mit einem Schläge alle Hoffnungen, welche die römische Curie an die Errichtung eines bischöflichen Sitzes in Riga haben geknüpft hatte. In den preussischen Gebieten endlich gelangte Albert, wenn auch als Erzbischof anerkannt, niemals zur faktischen Ausübung seiner Metropolitaneigenschaft. Hier erhielt sich der Orden nach wie vor eine unbedingte Oberherrschaft in allen weltlichen wie geistlichen Angelegenheiten, besetzte die vier Bisthümer fast ausschließlich mit Ordensbrüdern, ohne dabei auf die Wünsche der Domkapitel und des Erzbischofs sonderliche Rücksicht zu nehmen und mußte so von Anfang an den Einfluß des römischen Metropolitans im Perauenlande gänzlich zu sprengen.

Hatte Albert hiernach die Grenzen seiner erzbischöflichen Macht ins Auge, so war ihm nur die Herrschaft über Livland, Kurland und über das deutsche Ostland geblieben; ein Gebiet und Wirkungskreis zu klein für ihn, wenn er die Hoffnungen dagegen hielt, mit denen er im Jahre 1246 die baltische Gesandtschaft angetrieben hatte; und doch zu groß, wenn er das Maß der Schwierigkeiten wohl erkannte, die sein verwegener Sinn ringend zu überwinden beabsichtigte, und die zu bannen er nicht mehr im Stande war.

Wohl verstand der Erzbischof sehr im Gefühl seiner Schwäche immer von Neuem durch Nachsichtigkeit gegen den Orden in die alten Fesseln der Untreue mit des Friedens eingulenden, auf denen die kirchliche Kirche einst zu ihrem Aufsehen emporgestiegen war. Im Jahre 1266 schloß das rügische Domkapitel zum gegenseitigen Bestande ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem Orden ab. Ebenso vereinigte sich Albert im Jahre 1268 mit dem Landbischof dahin, daß bei vorzunehmenden Einrückungen zwischen der Stadt Riga und dem Domkapitel kein Theil den anderen am römischen Hofe verklagen dürfe, sondern daß sie alle ihre Angelegenheiten selbständig ordnen sollten. Doch nur zu bald mußte Albert sich wieder in demüthigster Weise von der Unhaltbarkeit des Bündnisses überzeugen. Ein Streit, der aus uns bekannten Gründen um das Jahr 1269 zwischen der geistlichen und Lehnsmacht zu Riga ausbrach, führte bereits zu offenen Gewaltthätigkeiten gegen die geachtete Person des Erzbischofs. Albert wurde in seiner eigenen St. Michaeliskapelle von einigen übermüthigen Ordeudeuten überfallen und nach dem festen Segewold geschleppt, wo er nicht seinem Probst Johann von Becken in einem Thurne längere Zeit in Gefangenschaft blieb.

Von demselben Jahr Albert, hochbetagt. Ueber die letzten Jahre seiner Wirksamkeit liegen keine Zeugnisse vor. Selbst das Lebensjahr dieses väthselhaften Mannes läßt sich nicht genau bestimmen. Eine von ihm im Jahre 1272 unterzeichnete Urkunde beweist nur, daß er vor Mitte dieses Jahres nicht gestorben sein kann. Nach der

Angabe Herbie soll die Priore Alberts unter dem hohen
 Altare der eiglichen Domkirche beigesetzt worden sein. Drei
 Jahre später finden wir bereits seinen Nachfolger Johann
 von Linen im erzbischöflichen Amte zu Riga thätig, der bis
 zum Jahre 1296 in dieser Stätte blieb.

V.

Während aller jener inneren Kriegen, die Alberts Lebens-
 ende mit so schwerem Trübsal angefüllt und in den streitenden
 Parteien die letzten Lebensschosse aufgeschossen hatten, stand
 die litauische Ordensheere, ihrer Hauptmasse an der Spitze,
 fast unausgesetzt im Felde, um bald in Bundeskraft mit den
 preussischen Rittern, bald vereint mit den Kriegskönigen
 des baltischen Ostlandes die Grenzen ihrer Besitzungen gegen
 die andrängenden Feinde sicher zu stellen. Mit Eifer hatten
 die Klause der Ordensritter seit jenem Unglücksstage an
 der Turbe neue Bedeutung gewonnen; hier galt es, das
 deutsche Schwert wieder zu Ehren zu bringen und Mord
 für seine Hinterlist zu pflügen. In Kurland glänzte seit
 und fort der Brand des Auftrags, und das geheime Ein-
 verständniß der dortigen Vornehmen mit den Litauern machte
 den Ritters die strengste Wachsamkeit zur Pflicht.

Nur mit dem norwegischen Festsaat war seit der Schlacht
 am Peipussee im Jahre 1242 fast völlige Waffenruhe ein-
 getreten. Die niederholten Reisen Alexander Nemtss in die
 Orde, dann seine Erhebung auf den großfürstlichen Thron

von Wladimir im Jahre 1253 und die dadurch erwachten Sorgen für die Reichsangelegenheiten ließen diesen Fürsten seine Zeit übrig, mit kühnsten Eroberungsplänen sich zu beschäftigen. Als er im Jahre 1263 starb, herrschte diese Stelle an den russisch-deutschen Grenzen. Aber diese Ruhe war nur eine scheinbare. Schon sein jüngerer Nachfolger nahm wieder die alte Politik auf und lenkte von Neuem den herrschbegierigen Blick den schönen Ostseeländern zu. Kaum hatte er in Kiew gegen den herkömmlichen Schwur geleistet, die alten Volksherrschaften zu wahren und damit die Lösung der Republik übernommen, als er im Herbst 1267 die Feindseligkeiten gegen Estland eröffnete. Diesmal war es zunächst auf die Besitzungen des Dänerkönigs abgesehen.

Im nordöstlichen Theile Estlands, im alten Däniesteirland lag etwa fünfzehn Meilen von der nordgermanischen Grenze entfernt, nördlich vom Narvaflusse auf einer nicht unbeträchtlichen Anhöhe das feste Schloß Wesenberg, in der Sprache der Landbewohnenden Kalleneere genannt, für dessen Schutzwart der König Waldemar II. gehalten ward. Als den am meisten gegen Rußland vorgeschobenen Grenzposten hatte Jurij, der Führer der Kiewerster das Wesenberg zunächst zum Angriffspunkte ausersehen. Sobald daher sein Heer über die Narva gesetzt war, versammelte er hier die Hauptmacht seiner Streithäute und schloß sich zur Belagerung der Burg an. Aber wie zu den Zeiten Heinrich des Dritten standen die Russen in der Belagerungslinie den Abentheuern noch immer nach. Die Besie war nicht zu nehmen. Jurij mußte sich darauf beschränken, die Umgegend zu verheeren und zu

dann nach Koenigsberg zurück, um hier vorerst die nöthigen Belagerungsmaschinen anfertigen zu lassen und sich zu einem neuen Zuge zu kräftigen.

Unter anhaltendem Kitzeln verstrich die nächste Zeit. Auf dem Hofe des erzbischöflichen Schlosses zu Koenigsberg wurden von erfahrenen Flottenbaukünstern zahlreiche Kriegsmaschinen in Stand gesetzt. Bald war ein Heer von dreißig tausend Mann zusammengedrängt. Am 23. Januar 1268 rückte diese Streitmacht aus.

Der Feldzugsplan der Russen ging nun dahin, in drei Hordenhäufen getheilt, von drei verschiedenen Seiten her in die dänischen Besitzungen einzufallen. In wie weit man auch einen Angriff auf die deutschen Gebiete in Ostland und Livland verbatte, ist dunkel. Oben so unklar ist die Stellung, welche die Deutschen bis dahin bei diesen Unternehmungen der Koenigsberger gegen Ostland beobachtet hatten. Darf man den russischen Ehrenillen Glauben schenken, so hätten Riga, Dorpat, Pölln und andere deutsche Städte bereits vor Beginn der Heimsuchthaten durch ihre Gesandten in Koenigsberg ansagen lassen, daß sie sich bei dem bevorstehenden Kriege völlig neutral verhalten würden. Aber wie konnten die Deutschen eine solche theilnahmlöse Stellung lange Zeit behaupten? Erwinnere man sich, daß jener dänische Landesherr, den freilich auch Waldemar einezeitige Politik in schwere Streithandeln mit Livland verwickelt hatte, hauptsächlich durch Hülfe der Deutschen erobert und für das Christenthum gewonnen war, und daß jetzt während der langen Friedenszeit die nationalen Sympathien der übrigen baltischen Deutschen für

ihre zahllosen drei ansehnlichen Landbesitzer einen immer mächtigeren Aufschwung genommen hatten. Schon um der eigenen Selbsterhaltung willen durfte Preußen hier einem Vorgehen der Russen nicht müßig zusehen. Der erste Ausstoß mußte alle zunächst liegenden deutschen Gebiete in die Waffen rufen, und dieser entscheidende Anlaß scheint von den Russen selbst herbeigeführt zu sein. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß der eine jener feindlichen Heerhöfen, welcher von Süden her in Preußen einfallen sollte, seinen Weg durch das bayerische Salz genommen und hier trotz der anerkannten Neutralität so enge Verbindungen angeknüpft hat, daß die Deutschen jetzt zur Theilnahme an dem Kriege gezwungen wurden. Schnellst erging nun an die Befestigungen von Pölz, Heliin und Wessenberg ein Aufgebot. Der Bischof Alexander von Tetsch selbst stellte sich an die Spitze seiner Mannen, und mit dem in der Eile zusammengetriebenen Landvolk gegen diese Kriegshöfen gen Wessenberg, um die bayerischen Ritter zu unterstützen.

In der Nähe dieser Heße führten die Russen bereits immer mehr Streikräfte zusammen; dort, so schien es, sollte binnen Kurzem, wie beim vorjährigen Feldzuge ein Hauptschlag gewagt werden.

Der Morgen des 18. Februar fand endlich die beiden feindlichen Heere zum Kampfe bereit. Etwa eine Meile von Wessenberg entfernt, hatten die Deutschen sich in Schlachtereordnung aufgestellt, so daß sie „wie ein Wald“ anzusehen waren: am linken Flügel das bayerische und sächsische Landvolk, im Mittelreffen und am rechten Flügel der sächsische Heer-

kann und die kleine Schaar der Ordensritter, welche der russische Bersärerhaufen nur mit einem „schwarzen Ueber“ zu vergleichen weiß. Dieser gegenüber standen die Hovgoroder mit ihrem zahlreichen Hüftschützen aus Polow, Wladimir und Perjaslawel zur Rechten. Noch trennte ein Bach die beiden Heere. Kaum aber hatten die Russen das Gewässer überschritten und sich zum Angriffe gerüstet, als die Hovgoroder auf den „eisernen Haufen“ der Ritter losbrachen, um sogleich im ersten Anlaufe den Kern des deutschen Heeres so möglich zu durchbrechen. Bald waren auch die übrigen Russenhaufen mit dem Lantzecke der Ritter handgemein. „Und nun ersahst ein furchtbaren Kampf, wie solchen die Väter nimmer gesehen haben, und nicht die Väter der Väter.“ Mann an Mann gedrängt ward gekämpft. „Gott erlang das Schwert der Deutschen.“ Aber der Feind hatte seinen Angriff so massenhast und mit solcher Festigkeit ausgeführt, daß hundert Rangen die ganze Schlachtlinie der Deutschen zum Brüche gebracht wurde und sich eine Meile weit bis unter die Mauern von Wajenberg zurückziehen mußte.

Dieser Rückzug, der auf drei verschiedenen Wegen geschah, und viele Stunden währte, kostete bei der Hartnäckigkeit der Streiter von beiden Seiten schwere Opfer. Schon bedeckten zahlende Leiche und Verwundete das weisse Blachfeld. Bischof Alexander selbst war inmitten des Kampfesgetübbes gefallen; auch die Hovgoroder hatten viele ihrer Hauptanführer verloren. Die Plünder konnten kaum vorwärts schreiten, so groß war die Menge der Leichen.

Der neckische Wintertag neigte sich. Es begann zu

dunkeln. Bis dicht vor Wesenberg war das russische Heer den Deutschen nachgerückt. Da wurden plötzlich die Kosgoreden im Rücken angegriffen. Eine Abtheilung der deutschen Reiter, die wahrscheinlich auf dem Rückzuge unternacht (abermüdet) gegangen war, hatte frische Hülfsmannschaften an sich gezogen und stürzte nun mit dieser Verstärkung gegen den Feind an. Was der nächste Erfolg jenes unvernünftigen Angriffs gewesen, ist nicht deutlich aus den Schlachtberichten abzusehen, da diese hier völlig auseinandergehen. Während die „Alldeutsche Rheinchronik“, die etwa dreißig Jahre später in oberdeutscher Sprache auf der Konstantin zu Arel aufgeschrieben ist, von einer gänzlichen Niederlage und Flucht der Russen spricht, läßt der russische Chronist die Kosgoreden noch drei Tage hindurch das Schlachtfeld behaupten; denn erst sieben sie mit ihren Leuten der Heimath zu, um dort die gefallenen Helden zu begraben.

Wie dem aber auch sei, den eigentlichen Zweck dieses Unternehmens mußten die Kosgoreden als völlig verfehlt betrachten. Es blüht schnell wieder auf. Durch alle deutschen Lande zwischen Dänemark, Ostpreußen und Weimar ging helle kriegerische Begeisterung, die binnen Kurzem ein Heer von achtzehntausend Mann zum neuen Kampfe gegen Rußland in die Waffen rief. Und was am meisten galt, Lübeck, die mächtige Ostseestadt, die bis dahin nur im schlichten Kaufmannischen Gewande als Werberin um Kosgoreden hervorgetreten war, erhebt sich jetzt zu Gunsten Deutschlands mit aller Ansicht und Entschiedenheit gegen die Eroberungspolitik des Russenstaats. Die jede deutsche

Nachsohnt wollte kraft ihrer Stellung als Beschützerin der deutschen Interessen in den Ostlanden, Herzogin sichlar lassen, daß sie Belästigungen, die irgend wie das deutsche Volkland trüben, ferne zu ahnden wisse.

Nach nach Beginn der Waffenruhe, die in Folge der Schlacht bei Wessenberg im Februar 1268 zwischen Herzogin und Island eingetruen war, hatte sich nämlich der Orden zu Lübeck gewandt, um gegen die von Osten her drohende Gefahr deutschen Schutz und Hülfe zu erlangen. Als der Leitung dieser Unterhandlung war der selbste Landmeister Island, Conrad von Mandern, beauftragt worden. Zugleich mit ihm erschien dort in ähnlicher Absicht ein Gesandter Danemarks, das erste Besorgnisse seines estnischen Beschützers wegen hegte. Von zwei Seiten hoffte man so Lübeck zu einer Theilnahme am Kriege zu bewegen.

Ehe indessen diese Verhandlungen zu irgend welchem Abschluß geüchen waren, nahmen die Feindseligkeiten in Island wieder ihren Anfang. Mit Beginn des Frühjahres führte der Landmeister Otto von Rodensien an der Spitze seines Heeres von achtzehntausend Mann einen Angriff gegen das Gebiet der Polawer aus, die als ährige Bundesgenossen Herzogin eben damals feindlich gegen die Deutschen aufgetreten waren. Jedoch wurde nur zerstört, alles Land verwüßt. Ein gleiches Schicksal drohte vielleicht der bereits rings umstellten Stadt Polow selbst, wenn nicht ein herzogliches Heer zum Entsatz der Festung herbeigeeilt wäre und das Ueberrücker gezwungen hätte, sich nach einer zehntägigen vergeblichen Belagerung wieder zurückzuziehen.

Nun ergingen die Aufforderungen an Lübeck, sich Ru-
lands anzuschließen, immer stärker und dringender. Im Verein
mit dem Boge und Rathe Rigas bat Otto von Hohenstein
die Reichsstadt, sich Erste wo möglich nur eine Handelsperre
gegen Novgorod diktiren zu lassen. Ging Lübeck darauf
ein, so war schon viel gewonnen. Ein ehrendoller Friede
konnte dann, so hoffte der Orden, leicht für die Ostseeländer
ermittelt werden.

Endlich langte die ersehnte Botschaft in Riga an. In
der Pfingstwoche des Jahres 1268, am 31. Mai hatte Con-
rad von Ranten sein Siegel an die Vertragsurkunde ge-
hängt, durch welche Lübeck sich verpflichtete, für die nächste
Zeit seinen ganzen eintäglichen Verkehr mit Novgorod ein-
zustellen. Kein Schiff durfte nach Novgorod fahren. Alle
bestimmten Frachten wurden zurückgehalten. Als
Gegantiens bedang sich Lübeck nur das aus, daß die Ru-
länder seinen Frieden mit den Russen schließen sollten, so
dann es nicht seine Einwilligung gegeben hätte.

In Novgorod mochte man dies plötzliche Ausbleiben der
hübsten Sommerfahrer sehr empfinden, zumal da neben
jener Eilung des auswärtigen Handels auch im Innern
des dortigen Gemeinwesen sich eben damals gefährliche
Bewegungen vorbereiteten und Alles zu einer Krise hinga-
drängen schien.

Denn Jaroslaw verstand es nicht, wie Alexander der
Knechtloze sich während die Zündung des steten Feihsaues
zu erwehren. Schwer lastete bereits auf ihm der Vorwurf
der Eigenmächtigkeit und willkürlicher Umgehung jener alten,

hellenen Verträge, für deren Befolgung er beim Antritt seiner Herrschaft über Nowgorod sein Fürstenwort als Pfand gegeben. Er hatte einen Theil der Staatsentkämpfe fremden Mächtern eingeräumt, obgleich das nowgorodische Grundgesetz ihn barm, alles zur Republik gehörige Gebiet nur durch Nowgoroder verwalten zu lassen. Er hatte Zollhäuser angelegt, was der Vertrag aufs strengste untersagte. Er hatte den Hof der Deutschen in seinen weltlichen Rechten gekränkt, und doch lebte noch bei allen Nowgorodern die Erinnerung an das Jahr 1231, wo ihre von Theuerung heimgesuchte Stadt „dem Untergange nahe“ gestanden und wo die Deutschen es gesehen waren, die schnellst über Meer mit Korn und Wehl herbeigeeilt. Den deutschen Hof belohnten, ließ Nowgorod im Inneren verließen. Endlich war die Belagerung auf ihrem Gipfel gelangt. „Als brach die furchtbare Stunde des Volksgerichtes ein.“ Auf den Schall der Weischa strömten die Bürger von allen Seiten in die Kirche der heiligen Sophie, um hier über das Schicksal des Staates zu entscheiden, „wie sie es verstanden.“ Einmüthig forderte die Versammlung die Vertreibung des Fürsten, und bald erhob sich aus der Aufricht aller Orten sein blutiges Haupt Jaroslaw mußte fliehen. Einer seiner Ohnachtsluge fiel als Opfer der wüthenden Volksmenge. Die Häuser der sündlich Besessenen wurden den Erdboden gleich gemacht.

Nachdem die erste Aufregung in der Stadt sich gelegt hatte, ging man an die Befestigung der südlichen Grenzlinien des nowgorodischen Gebietes, wo leicht ein Angriff zu befürchten stand. Denn Jaroslaw war freilich von barmen

gegeben, aber er gedachte nicht zurückzukehren, und wie er hoffte, an der Spitze eines siegenden Heeres. Auf die Nachricht, daß die Fürsten von Smolensk und Perejaslawl Mannschaften zusammenfügten, um Jaroslaw in seinen Unternehmungen zu unterstützen, begann daher auch Nowgorod zu rüsten. Bald waren die Rüstungen von beiden Seiten vollendet. Nur ein Kampf auf Tod und Leben schien als Ausgange dieser Wirren möglich. Schon standen die Heere einander schlagfertig gegenüber. Noch zuletzt hatte Jaroslaw versucht, die Nowgoroder zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen; seine Bemühungen waren fast zurückgewiesen worden. Da trat im entscheidenden Augenblicke Cyrill, der große Metropolit von Rußland als Vermittler zwischen die feindlichen Parteien, um den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden. Dem Anschein, welches der hohe Geistliche in Nowgorod genoss, gelang es, die vorzigen Bürger nachgiebiger zu stimmen. Ein neuer Vertrag ward aufgesetzt; wollte Jaroslaw den beschworenen und damit zugleich die alten Verfassungen der Republik anerkennen, so erklärte dieselbe sich bereit, ihm wieder die Leitung ihrer Angelegenheiten zu übertragen. Jaroslaw ging auf Alles ein. Zu Anfang des Jahres 1269 hielt der Fürst seinen Einzug in Nowgorod.

Nach jener Vertragsurkunde, die heute noch in Moskau im Reichsarchiv ruht, verpflichtete sich Jaroslaw unter Anderem, „daß bei Nowgorod gelegene Dörfer der heiligen Sophie sothan den Deutschen als unantastbares Eigenthum zu lassen, ferner auf dem deutschen Hofe keinen Handel anders als durch nowgorodische Kaufleute zu treiben, besonders aber die

sen Hof nicht wieder zu schließen und niemals einen seiner
Ruffen vorhin zu senden.“

Zeugt schon diese Ausrufung aufs deutlichste für das
Bemühen der Herzogeder, vor Allem die durch die Willkür
Jaroslaws bedrückten Deutschen wieder zu versöhnen und
ihnen volle Sicherheit für die Erhaltung ihrer alten Handels-
verträge zu gewähren, so tritt diese Absicht in einem andern
bald darauf mit Lübeck abgeschlossenen Vertrage noch augen-
scheinlicher hervor.

Kaum hatte nämlich Jaroslav die Regierung in Nov-
gorod wieder übernommen, als daselbst der Lübecker Rath-
mann Heinrich Bullenpunt in Begleitung zweier geistlich-deut-
scher Abgesandter eintraf, um auf Grund jener bereits
gemachten Zugeständnisse die Angelegenheiten des deutschen
Hofes am Reichshof zu ordnen. Mit Holand hatten die Her-
zogeder schon früher, wahrscheinlich durch Vermittelung Lübecks
einen vorläufigen Frieden abgeschlossen. Jetzt galt es, die all-
gemeinen Verhältnisse der deutsch-baltischen Handelswelt wie-
der auf sichere Grundlagen zurückzuführen und binnen Kurzem
die dahingelebten Verhandlungen den besten Erfolg.
Bereits am 1. April 1269 konnte der Landmeister Otto von
Rügenstein, welcher dieser für Holand so wichtigen Angelegen-
heit seine warmste Theilnahme zusandte, dem Lübecker Rath
melden, daß Bullenpunt den Zweck seiner Gesandtschaft aufs
dramatischste erreicht habe. Bald darauf langte der Rathmann
selbst mit der Vertragsurkunde in Lübeck an, die nach dem
russischen Originale für den Rath der Reichsfürsten in nieder-
deutscher Sprache abgefaßt war. Der Eingang dieser Ur-

laute aber lautet, wie folgt: „Ich Fürst Jaroslaw, Sohn des Fürsten Jaroslaw, habe gerufen und bekräftigt den Frieden in Gemeinschaft mit dem Burggrafen Paul, dem Hofsührer Ratibor, und mit den Keliennadunern und mit all den Retzgerbern und mit dem deutschen Boten Heinrich Bullenpant von Lübeck, mit Ludolf Dohrkeisen und Jakob Guckage den Gessen; und ich habe auf Grund Eurer Botschaft bekräftigt die Gerechtsame für Euch, Ihr deutschen Söhne und für die Gothen und für die Leute aller lateinischen Jungen. Und ich habe bekräftigt den alten Frieden.“

VI.

Wenn die römische Curie beim Tode des Erzbischofs Albert von Riga die nächste Zukunft der baltischen Kirchenlande ins Auge faßte, so mußte hier vornehmlich folgende in Betracht kommen: einmal das Verhältniß der dortigen Geistlichkeit zum Kitterorden, dann aber auch die Stellung des kaufmännisch-südlichen Bürgerthums zu jenen beiden höchsten Gewalten.

Denn auf diesen drei Elementen, dem geistlichen, dem ordensritterlichen und dem bürgerlichen beruhte die ganze Vergangenheit wie auch die fernere Entwicklung jenes nordischen Landes.

Priester, Krieger und Handelsleute waren es gewesen, die zu Ausgang des größten Jahrhunderts die Kolonisierung der Dänalände unternommen hatten. Gliedernisse aller Art hatten sich ihnen hierbei entgegengestellt. Aber der Eifer der Geistlichkeit war zu mächtig, und dem Ehrgeiz der Kitterorden war zu mächtig, und dem Unternehmungsgeliste der deutschen Handelsstädte erschien keine Aufgabe zu groß. Binnen Kurzem war das ganze unlie-

gute Ostjorngbiet seinen heidnischen Bewohnern abgerungen. Aller Orten erhoben sich nun die geistlichen Stiftungen; das Ritterthum fand Halt an den neugegründeten Schwertorden und reiche Thätigkeit in den Kriegen mit den Stempölkern; an den Strömen und Meeresthümen legte der Kaufmann seine Baarenplätze an: die heidnisch-deutsche Kolonie fand wohlgeköstet da.

Wüstenwüste war, wie wir gesehen, in den südlicher gelegenen Ostjornglanden der deutsche Orden eingezogen. Seine Eroberungen richteten sich längs der Meeresthüste gen Osten und Nordosten. Mit jedem neuen Siege rückte so die Ordensmacht der Ritterskolonie in Island näher, um endlich mit derselben ganz zusammen zu wachsen. Im Jahre 1237 vereinigte die römische Curie den Schwertorden mit den deutschen Rittershausen an der Weichsel. Nun wurde gemeinschaftlich gekämpft und erobert. Dem Schwerte der Ritter folgte überall das Kreuz der Priester. Bald war die Vertheidigung der Küstenlande von der Rogat bis nahe an den finnischen Golf hergeköstet und in mittelalterlicher Würde erhob sich hier zu Ehren des deutschen Namens und der römischen Kirche ein kriegerisch-priesterliches Bewachthaus mit seinen Thürmen und Thürmen, seinen Kirchen und Klöstern und mit seinen Gewerke- und Handelsständen, in denen das deutsche Bürgerthum nach allem Seiner Wesen sich frei entfaltete.

Der Kaufherr, der Geistliche und der Krieger fanden als gleichberechtigter Ständer des neuen Staates da.

Aber plötzlich begann sich das Ritterthum zu heben. Durch die Vereinigung der beiden Kolonien war das ritter-

liche Clement zu übermüthiger Macht gelangt. Gehierlich trat nun der Orden überall der Gekränktheit entgegen. Diese ließ kein Mittel unversucht, um sich in ihrer politisch-weltlichen Machtbedeutung zu erhalten. Zwischen den beiden kirchlichen Gewalten brach ein erneuter Kampf um die allernächste Oberherrschaft in den Offizienstaate auszubrechen.

Da eilt die römische Curie ihrer fernem Gekränktheit zu Hülfe. Durch einen raschen Griff hofft Innocenz IV die beiden feindlichen Gewalten wieder ins rechte Gleichgewicht zu bringen. Unter dem Banner seines Erzbischofs und Legaten soll die gesammte baltische Gekränktheit sich einen und so als eingesehlossene Genossenschaft vom Orden Retts und Anerkennung suchen. Aber Albert ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Statt zu vermitteln, sucht er den Brand der Zwietracht an. Immer weiter gehen nun die beiden kirchlichen Gewalten auseinander. Mit dem Zeigen des Ordens faßt die Gekränktheit. Als der Erzbischof starb, lag schon der Schwerpunkt der Verfassung jenes baltischen Gemeinwesens nicht mehr bei der Gekränktheit; er ruhte fast ausschließlich in der starken Hand der Ordensherrschaft.

So standen die Verhältnisse um das Jahr 1272. Eine Aenderung derselben war für die nächste Zeit von keiner Seite zu erwarten. Die Offizienstädte sahen, mit Ausnahme Riga's, ins Gesammt jenen Wahren fast theilnahmslos zu; erst später mit dem Emporkommen der Hanse trat das südliche Clement wieder in den Vordergrund. Am wenigsten aber war an ein Ersinken der gekräftigten Macht zu denken. Wohl vermochte sie noch lange Zeit hindurch den Kampf mit den

ganze Ostseegebiet seiner heidnischen Bewohnern abgerungen. Aller Orts erhoben sich nur die geistlichen Stifungen; das Ritterthum fand Halt an dem neugegründeten Schwertorden und reiche Thätigkeit in den Kriegen mit den Grenzvölkern; an den Erben und Meereshäuptern legte der Kaufmann seine Waarenplätze an: die christlich-deutsche Kolonie fand wohlgeschützt da.

Währendwelle war, wie wir gesehen, in den südlicher gelegenen Ostseeländern der deutsche Orden eingesetzt. Seine Eroberungen richteten sich längs der Meerestüste gen Osten und Nordosten. Mit jedem neuen Siege rückte so die Ordensmacht der Ritterkolonie in Island näher, um endlich mit derselben ganz zusammen zu wachsen. Im Jahre 1237 vereinigte die römische Curie den Schwertorden mit dem deutschen Ritterhause an der Wäpfel. Nun wurde gemeinschaftlich gekritten und erobert. Dem Schwerte der Ritter folgte überall das Kreuz der Priester. Bald war die Verbindung der Küstenländer von der Rogat bis nahe an den finnischen Golf hergestellt und in mittelalterlicher Würde erhob sich hier zu Ehren des deutschen Kaisers und der römischen Kirche ein kriegerisch-priesterliches Genossenschaft mit seinen Bergen und Schlössern, seinen Klöster und Klöstern und mit seinen Gewerbs- und Handelsstädten, in denen das deutsche Bürgerthum nach allen Seiten hin sich frei entfaltete.

Der Kaufherr, der Geistliche und der Krieger standen als gleichberechtigter Glieder des neuen Staates da.

Wen plötzlich begann sich das Ritterthum zu heben. Durch die Vereinigung der beiden Kolonien war das ritter-

liche Element zu übermächtiger Macht gelangt. Gehierisch trat nun der Orden überall der Geißlichkeit entgegen. Diese ließ kein Mittel unversucht, um sich in ihrer politisch-weltlichen Machtbedeutung zu erhalten. Zwischen den beiden kirchlichen Gewalten brach der heftigste Kampf um die allmächtige Oberherrschafft in den Ordensstaaten auszubrechen.

Da eilt die römische Curie ihrer fernem Geißlichkeit zu Hülfe. Durch einen raschen Geiſſt hofft Innocenz IV die beiden feindlichen Gewalten wieder ins rechte Gleichgewicht zu bringen. Unter dem Banner seines Erzbischofs und Legaten soll die gesammte katholische Geißlichkeit sich einen und so als eingesehlossene Genossenschaft von Orden Reich und Anerkennung sechen. Aber Albert ist dieser Aufgabe nicht gewachsen. Statt zu vermitteln, sucht er den Brand der Zersplitterung an. Immer mehr gehen nun die beiden kirchlichen Gewalten auseinander. Mit dem Steigen des Ordens sinkt die Geißlichkeit. Als der Erzbischof starb, lag schon der Schwerepunkt der Verfassung jenes katholischen Gemeinwesens nicht mehr bei der Geißlichkeit; er ruhte fast ausschließlich in der starken Hand der Ordensritterschaft.

So standen die Verhältnisse um das Jahr 1272. Eine Aenderung derselben war für die nächste Zeit von keiner Seite zu erwarten. Die Ordensritter sahen, mit Ausnahme Rigas, ins Besammt jenen Wahren fast theilnahmslos zu; erst später mit dem Emporkommen der Hanse trat das säkularisierte Element wieder in den Vordergrund. Am wenigsten aber war an ein Ersinken der geistlichen Macht zu denken. Wohl vermochte sie noch lange Zeit hindurch den Kampf mit den

Kümmern fortzusetzen; indes zu einer dauernden weltlichen Bedeutung sich wider Anstrengungen schlie ßt ihr die nöthige Kraft und Einheit. Schon war die ganze Grundlage, auf welcher der staatliche Einfluß der Geistlichkeit sich stützte, in Schwanken gerathen. Unjenseß versuchten die Erzbischöfe den Widerspruch, der nur zu oft sich zwischen den Temporalen, den weltlichen Lehnsvasallen und dem Klostern zeigte, auszugleichen. Ein einigermaßen Mittelpunkt war nicht mehr herzustellen. Und in demselben Maße, wie der Orden, eines festen Zieles sich beraubt, an inneren Halt gewann, mußten die weltlichen Gewaltthaber sehen, wie ihre weltliche Macht sich minderte und endlich völlig verlor.

Der Glanz und die Festigkeit des Ordenshauses aber beruhte vernachlässigt auf seinen fortwährenden Zusammenhänge mit dem deutschen Vaterlande, der um eben jene Zeit sich immer inniger gestaltete.

In Deutschland hatten damals nach dem Tode Richards von Coemwallis die öffentlichen Verhältnisse wieder einen sehreren Schwung genommen. Durch den fast einstimmigen Beschluß der Wahlfürsten war im Jahre 1273 auf den Reichstage zu Frankfurt die Kaiserkrone dem Grafen Rudolf von Habsburg zuerkannt, der, wenngleich von Geburt ein Oberdeutscher, doch von Anfang an seine Gelegenheit verstand, den Oppositionen zu beweisen, daß ihm sein neues kaiserliches Herrn des Reiches Norden wie der Süden gleich warm an Herzen lägen.

Schon in dem ersten Momente der Regierung Rudolfs erschien der Graf Heinrich von Fürstenberg in Lübeck, um

das Haupt der Offensivthe im Namen des Kaisers zur Halb-
 bierung aufzufordern. In dem Geheißbriefe des Grafen er-
 klärt der Habshurger den Lübeder, daß er kraft seiner
 kaiserlichen Würde sich berufen fühle, sie zum festen Anschluß
 an das Reich zu ermahnen, damit jetzt, wo die Tage der
 Gefährlichkeit für Deutschland vorüber wären, ihre Stadt
 unter seiner milden Herrschaft zur wahren Blüthe gelange.

Saum ist dann die Reichsstadt dem Wunsche des Kaisers
 nachgekommen, so sühnt er ihren Bürgern von Rom alle
 Rechte und Freiheiten, die ihnen bereits von seinen Vorgän-
 gern verliehen waren. Die Bewohner Lübeds nennt Rudolf
 in seinem Schreiben: „die besonders bevorzugten Pflanzlinge
 des Reiches.“ Wenn von Preußen und Irland die Rede
 ist, so wird ausdrücklich hinzugefügt, daß diese Lande unzer-
 lüthet „unter des Reiches Vornämigkeit ständen.“ In allen
 deutschen Colonien des Nordens, welche die Lübeder des
 Handels wegen besuchen, gestattet der Kaiser ihnen, den
 heimathlichen Verträge gemäß, ihre gewöhnlichen Zusam-
 menkünfte zu halten.

Solche Sprache hatte der heilige Deutsche seit den Ta-
 gen des Hohenstaufen nicht vernommen. Ueberall mußte
 Rudolf durch rasches und entschlossenes Eingreifen das An-
 sehen des kaiserlichen Namens wieder herzustellen. Als er
 in Erfahrung gebracht, daß die Stadt Riga des Reiches-
 weises nicht ordentlich gehorche, so erläßt er an die dortigen
 Bürger den strengen Befehl, alle ihre Streitigkeiten sofort
 dem Landmeister von Irland zur Entscheidung zu übergeben.
 Rann der Kaiser selbst nicht die Verhältnisse des fernem Rei-

tend in ihrem ganzen Umfange beaufsichtigen und überwachen, so räumt er die Vermittlung eines der vorstigen ihm befreundeten Fürsten in Anspruch. In einem seiner und erhaltenen Schreiben aus dem Jahre 1274 dankt er dem Könige Magnus von Norwegen für den Schutz, den dieser den Bürgern Lübeds in seinem Lande habe angethoben lassen und ersucht ihn, auch in Zukunft jener „dem Schoofe des Reiches ferngelegenen Stadt“ seinen Beistand zu gewähren.

Der Allzu aber beschäftigten den Habsburger die Angelegenheiten des deutschen Ordens. Seit dem Jahre 1245, wo durch Friedrich II. zum letztenmale die Zusammengehörigkeit des gesammten Ordensgebietes mit dem deutschen Reiche öffentlich anerkannt war, hatte dieser baltische Ritterstaat, wie überhaupt der Rest von Deutschland, jede rechtliche Verbindung mit der Reichsgewalt verloren. Der Eifer der Nation für die Sache des Ordens war freilich seinen Augenblick gesunken. Aber was hatte sich Alles seitdem in seiner äußeren Lage und inneren Gestaltung verändert! Neue Ländergebiete waren erobert; die Verhältnisse zur Geistlichkeit völlig neu gemessen; allem während dessen einvernehmen Besitz, allen Einrichtungen des Ordens setzte diejenige rechtliche Bestätigung, die allein im Stande war, in den Mienen das Gefühl der politischen Abhängigkeit vom Reiche wach zu halten und ihnen für den Fortbestand des neu Errungenen vollen Sicherheit zu gewähren. Solche Verhältnisse des traurigen Interregnums nachzuheben war Kothold's Aufgabe. Seine Begeisterung für dieses nationale Unternehmen, die ihn als Jüngling schon vermocht hatte, an den Kämpfen der

Ritter gegen die Preußen im Jahre 1254 Theil zu nehmen, betrug ihn auch jetzt, bald nach seiner Erhebung im Namen des gesammten Reichs als kaiserlicher Schutzherr des Ritterstaates aufzutreten.

Am 14. November des Jahres 1273 unterzeichnete der Habsburger zu Köln die Urkunde, durch welche er von Neuen den deutschen Orden nebst allen seinen Besitzungen im römischen Reiche unter seinen besondern Schutz nahm. Drei Monate später verkündete er, daß der Besitztum des Deutschen Ordens durch das im Allgemeinen verordnete Aufheben der abgekommenen Reichsgüter nicht gestört, vielmehr alle dahinsiechenden Fragen vor den König selbst gebracht werden sollten. Am 17. Juni 1279 endlich bekräftigte er dem Orden auch für die weltlichen Gebiete Ständische von den früheren Kaisern verliehenen Rechte.

So war das alte Verhältniß des Ordens zur Reichsgewalt wieder völlig hergestellt. Die Angelegenheit des Ritterhauses stand in erster Linie der deutschen Reichsgeschichte. Als Adolf von Nassau im Jahre 1292 nach dem Tode Ru돌프 die Kaiserkrone erhielt, ließ er bereits nach Jahresfrist die deutschen Ritter an der Reichsel wissen, daß er nicht minder als sein Vorgänger für die Erhaltung aller ihrer Rechte Sorge tragen werde. Ähnliche feierliche Zusicherungen giebt dann auch Adolf Nachfolger, der Kaiser Albrecht, dem Orden im Jahre 1298.

Die Bedeute, auf welcher diese alte kaiserliche Huld sich gründete, tritt aber besonders deutlich hervor, wenn man die Lage der damaligen Weltumgelegenheiten ins Auge faßt.

Im Frühjahr 1291 war Aken in die Hände des Sultan Balak el Achraf gefallen. Sechs lange Wochen hindurch hatten die dortigen Tempeler, Johanniter und deutschen Ordensritter dem Belagerern einen unermüdlichen Widerstand entgegengesetzt. Es galt, den letzten festen Waffenplatz der Christen im Morgenlande der römischen Kirche zu erhalten. Aber die kunitenische, in Heppigkeit verkommene Bevölkerung dieser reichen Handelsstadt war nicht an Furcht und Ordnung zu gewöhnen und der Hochmuth der Muhamdaner vermochte die Ordensritter auf die Mauer allein nicht stand zu halten. Am 19. Mai ward die Stadt erobert; das deutsche Ordenshaus und die Burg der Tempelritter gingen in Flammen auf. Nur mit Mühe entkamen die Reste der Ordensherrn nach Cypern. Tempeler und Johanniter ließen sich hier ansiedeln nicht. Der Hochmeister des deutschen Ordens wandte sich nach Venedig, um dort seinen neuen Hauptsitz aufzuschlagen.

Das Ansehen, in welchem jene ritterlichen Gesellschaften bis dahin bei der römischen Curie gestanden, hatte durch dieses Ereigniß einen gefährlichen Stoß erlitten. Hervorgegangen aus den Kämpfen des Abendlandes gegen die Heinde des Kreuzes im Oriente, mußten diese des Orients ihre Hauptaufgabe in der Beschützung und Erhaltung der heiligen Weltstadt und des geliebten Landes suchen. So lange sie diesen Beruf erfüllte, hatten sie an den Päpsten unausgesetzt die kühnsten Beförderer ihrer Macht gefunden. Aussonst hatte die eifersüchtige katholische Geistlichkeit sich von Anfang an bemüht, den Einfluß dieses herrlich-ritterlichen

Elementes im europäischen Abendlande in seinem Reime zu erfüllen; vergeblich waren alle Anstrengungen gewesen, mit welchen die geistlichen Gewaltthaber fast das ganze dreizehnte Jahrhundert hindurch die Ordensritter verfolgt hatten. Die hohe Curie hatte seit im Hinblick auf das Morgenland das Ansehen der Orden gehoben, war stets für ihrer Rechte kräftig aufgetreten. Jetzt aber, wo mit einmüthiger aller Hoffnung geschwunden war, das heilige Land für die Christenheit wieder zu gewinnen, sank auch allmählich die Bedeutung der Ritterorden. Anfangs kaum wahrnehmbar, dann aber immer deutlicher trat ein von vielen Seiten längst herbeigesehnter Aufschwung der päpstlichen Politik hervor, und diesen Augenblick benutzte jetzt die Geistlichkeit, um den verhassten Rebellen völlig zu schwächen, wo möglich zu vernichten.

In Holland zuerst nahm die erzbischöfliche Macht ihren alten Kampf gegen den deutschen Orden von Neuem auf. So eben erst hatte der Erzbischof Johann von Köln eine langwierige Gast auf der Ordensburg Kolnhaufen überstanden, wo er auf Befehl des Landmeisters gefangen gehalten worden war. Für diese Schmach wollte die Geistlichkeit Rache nehmen. Auf den Antick des Ingolstädter neu gewählten Erzbischofs, eines Grafen von Schwert, ward im Jahre 1295 die Ordensburg zu Köln plötzlich von den dortigen Bürgern überfallen und von Grund aus zerstört. Den Rath der Ritterhaufen hängte man, sechszig der Leutenantsbrüder wurden erschlagen, die Kirche und Ordenskapelle niedergeissen. Dies ward das Signal zu einem allgemeinen Kampfe. Der Orden zog seine Streikräfte zusammen. Der

Erzbischof im Gefühle der eigenen Schwäche rief die heidnischen Krieger zum Schutze der christlichen Kirche ins Land. Die blutigen Kämpfe des Jahres 1296 bei Leiden und bei Neuenmühlen, wo unter dem Banner des Kreuzes Krieger gegen Lebenskrieger standen, waren schwere Zeichen vom kaiserlichen Geiste der Zeit, der das ganze Oberland durchzog.

So ärgerten sich die römische Curie zu freuen. Im Jahre 1302 brachte sie auch wirklich einen Vergleich zwischen der Metropolitankirche und Lebenskrieger zu Stande. Aber wie ganz verändert ist jetzt bereits der Ton, in welchem die Päpste Clemens V und sein Nachfolger Bonifazius VIII zu dem Orden in Avignon reden, wie gering die Theilnahme, die sie seinen Werken schenken! Nichts mehr von jener früheren nachgiebigen Politik, die nur ermahnend aufgetreten war. Die Bulle, die Bonifazius im Jahre 1299 an den Hochmeister erließ, enthält bereits den gemessenen Befehl, dem Orden mit der Gehilfschaft sofort ein Ende zu machen.

Unter solchen Verhältnissen betraf es nur eines geringfügigen Anlasses, um die feindselige Stimmung der Geistlichkeit wieder zu wecken. Ein Streit wegen des festen Klosters Dinant, dessen der Orden sich bemächtigt hatte und dessen Herausgabe derselbe trotz der entschiedensten Forderung des eigentlichen Erzbischofs verweigerte, regte im Jahre 1304 wieder alle Leidenschaften auf. Von Neuem rief die Gehilfschaft die limburgischen Bundesgenossen herbei und als dieses Mittel nicht ausreichte, die Ritter nachgiebiger zu machen.

man, erließ der Erzbischof im September des Jahres 1305 eine Klageschrift gegen den Orden, in welcher die Ritter gerügt als Feinde des christlichen Staates erklärt und der größten Vergehen gegen die Kirche beschuldigt wurden. Diese Denkschrift sandte der Erzbischof der hohen Curie zu. Der Orden schickte sogleich einen seiner gerateneisten Sachwalter an den päpstlichen Hof, der die verläumderischen Anklagen entkräften sollte.

Aber einen ungünstigeren Augenblick, um Papst und Curie sich gereizt zu machen, hätten die Ritter wohl nicht wählen können. Denn eben damals trafen Clemens V und der französische König Philipp die ersten Einrichtungen zu jenem tragischen Prozesse der Tempelherren, der nur zu bald diese glänzende, den deutschen Orden angereicherte Ritterschaft um einen Schlag vernichten sollte.

In der Frühe des 13. Octobers 1307 wurden auf Geheiß eines geheimen an sämtliche Seneschals und Balliws erlassenen Befehls alle in Paris und in den Provinzen Frankreichs befindlichen Tempelherren verhaftet und zu Gefangenen des Königs erklärt.

Zugs darauf berief Wilhelm von Nogaret, der Kanzler Philipps, auf die Kapitelstube von Notre Dame eine Versammlung von Domherren und Doktoren der Theologie, um diesen die Gründe der Verhaftnahme vorzulegen und so zugleich die bereits gefährdete Volksaufregung der Hauptstadt zu beschwichtigen.

Die Anklagepunkte gegen die Ritter lauteten vornehmlich auf Verleugnung Christi und auf Verführung eines Biſchofs.

Altes Passonet. Alle Güter des Ordens, auf die Philipp es besonders abgesehen hatte, wurden nun sofort mit Besatzung belegt und die Untersuchung gegen die Gefangenen eingeleitet. Als ein rechtmäßiges Verfahren war nicht zu denken. Nur wenige der Ordensmitglieder mußte man im Laufe der Verhörer durch angedrohte Strafen zu dem verlangten Geständnisse ihrer Schuld zu bewegen.

Am 7. August 1309 trat dann in dem päpstlichen Palaste zu Paris die vom Papste niedergesetzte Untersuchungskommission zusammen, deren Arbeiten sich bis zum Frühjahr 1311 hinzogen. Alles drängte zu einer raschen Entscheidung. Schon vor dem Schlusse der Akten hatten vierundfünfzig Ritter den Schwur abgelegt müssen, weil ihnen durch die Geister kein Geständniß abzulocken gewesen war. Am 22. März 1312 sprach Clemens V. die Aufhebung des Ordens aus, dessen Mitglieder und Güter der Kirche zur Verfügung gestellt werden sollten und ein Jahr später am 11. März 1313 brannten auf der Seine-Insel die Hofsitze, in deren Flammen der alte Großmeister Jacques Molay und der Großprior des Ordens ihren Märtyrertod fanden.

Wenn in dem stürmischen Drängen dieser Ereignisse die Grenze schwer zu finden gewesen, wie weit die Habsucht des französischen Königs, wie weit die Schwäche des Papstes oder seine und seines Clerus ordensfeindliche Politik hier mitgewirkt, so hatte doch gleich mit Beginn des blutigen Processes in der gesamten christlichen Welt die Hoffnung rege werden müssen, daß jetzt ein rascher Angriff auch auf den deutschen Orden den günstigsten Erfolg haben könnte.

Schon mit dem Jahre 1307 hatte daher der Abgang des Erzbischofs von Riga am päpstlichen Hofe seine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, den deutschen Ritten jede Vertheidigung gegen die in der Klageschrift vorgebrachten Beschuldigungen abzuschnelden und so den Papst alleiniglich zu dem entscheidenden Maßregeln gegen ihren Orden zu bestimmen. Immer neue Gerüchte von dem Uebermuth, der Grausamkeit und dem heillosen Treiben der Ritter tauchten auf und fanden williges Gehör bei der Curie. Der schwache Papst mochte sich endlich ganz mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, daß die Templer und die deutschen Ordensritter als gleich gefährliche Feinde der Kirche zu betrachten und danach zu behandeln seien. Indessen wollte er sich doch vor einem Vorwurfe der Eigenmächtigkeit scheinbar bewahren. In denselben Tagen des Jahres 1309, da die päpstliche Commission zur Untersuchung der Templerangelegenheit niedergesetzt wurde, schickte daher Clemens seinen Kämmerer Albert von Mailand und den Erzbischof Johann von Bremen nach England, um die Sachlage des dortigen Kirchenrechtes zu prüfen und ihn davon Bericht zu geben.

Wer den Schicksal dieser Gesandten laß, durfte sich nicht verschleiern, daß die erzbischöfliche Partei ihrer Sache mit vielen Glücke beim Papste betrieben hatte. Clemens setzte schon keinen Zweifel mehr darin, daß die deutschen Ordensritter, statt Preußen und Livland gegen die Heiden zu schützen, in der That wie Feinde der Kirche aufgetreten wären, daß sie nicht mehr für Christi Namen sich gegen die Glaubensfeinde erheben, sondern mit aller List und Schlauei wider

den Heiland kämpfen, die Kirchen ihrer Güter beraubten und gegen Christen Kriege anregten. „Wir müssen“, so sprach der Papst, „aus dem Weinberge des Herrn die Dornen der Laster und das stachelige Kraut der Sünden austreten, welches seinen Boden umseilen zu beschatten mag.“ Die Bulle ist von Nizigon vom 19. Juni 1309 datirt. Es schien, als wolle das Ungewitter, welches über Frankreich schwebte, auch die Ostseeländer ergreifen.

Aber das deutsche Ordenshaus wankte nicht. Sein Bau war fester begründet als der des Tempelhauses.

Der Tempelorden hatte vom ersten Augenblicke seines Entstehens an seine alleinige Aufgabe in der Vertheidigung des Morgenlandes gesucht. Als daher mit dem Falle Aken die römische Curie auf den Besitz des Orients zu verzichten sich genöthigt sah, war auch der eigentliche Zweck des Daseins für den Tempelorden geschwanden. Angeklundet von der Geislichkeit, verfolgt von den Regenten desjenigen Landes, in welchem die reichsten Besitzungen dieser Ritterschaft lagen, mußte sie untergehen, sobald sie sich auch von ihrem geistlichen Oberherrn dem Papste verlassen fand.

Nicht so der deutsche Orden. Der hatte bald nach seiner Stiftung ein doppeltes Ziel ins Auge gefaßt: den Glaubenskampf im Morgenlande und die Verbreitung christlich-deutschen Lebens an den Ostseelüften. Dort trat er für die römische Kirche auf; hier kämpfte und eroberte er zwar vornehmlich in ihrem, doch auch in seinem und endlich auch im Namen des deutschen Reiches, das gern in dem siegreichen Fortschreiten der Ritter eine Erweiterung der eigenen Macht

erkannte. Als dann im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts die Theilnahme der Oberwelt an den Kämpfen der Ritter im geliebten Lande schwand, wandte der deutsche Orden allmählig seine ganze Thätigkeit dem Glaubenswerke an der Ostsee zu. Denn hier öffnete sich ihm eine immer reichere Zukunft. Hier stand der Orden im Verbände mit der Heimath. Hier fesselten ihn gewichtige nationale Interessen, die bald den Plan zur Reife brachten, das ganze baltische Gefüdeland zu einem mächtigen Bollwerke des deutschen Reiches umzuschaffen. Und als nun endlich Alles fiel, der Orient aufgegeben werden mußte, da war bereits im Laufe eines sechzigjährigen Kampfes der Ritterstaat im deutschen Norden so mächtig angewachsen, daß weder der Feind der fernem Curie noch die Feindschaft einer eifersüchtigen Weltlichkeit ihn im weiteren Fortschreiten zu hindern vermochten.

Wie unabweislicher Bestimmtheit lag aber zugleich in diesem Gange der Dinge die Richtung vorgezeichnet, die fortan der Orden einschlagen hatte, um seine Macht und Selbstständigkeit sich zu erhalten: ein völliges Aufgeben aller Interessen, die außerhalb der deutschen Lebenskreise standen, eine Vereinigung seiner gesamten Kräfte in den Ostseeländern, um deutsches Wesen, Recht und Sitte hier mehr und mehr zu sichern, ein unabringter Anschluß an das deutsche Reich, in welchem er wurzte und wo die Quelle seiner Stärke lag. Das waren die Bedingungen, die allein den Orden in den Stand setzten, den Kampf mit der römischen Curie siegreich durchzuführen.

Und das erkannte auch die deutsche Ritterschaft. Die

Verlegung des Hochmeisterstols nach Preußen mochte dem Papste als erstes bedeutungsvolles Zeichen der Stellung gelten, welche der Orden von nun an der Curie gegenüber einzunehmen gesonnen war.

Seit dem Jahre 1291 war nämlich das Haupthaus des deutschen Ordens unversichert in Venedig geblieben. An Versuchen, den Sitz des Hochmeisters und seines Capitels von hier nach Deutschland zu verlegen, hatte es inzwischen nicht gefehlt. Jedoch der Wunsch, in der Nähe des Mittelmeeres zu bleiben, wo Templer und Johanniter von Syrien aus den Kampf um See gegen die Ungläubigen Anfangs fortgesetzt, hatte die Obersten des deutschen Ordens während der ersten Zeit nach Alfons' Falle noch in Venedig zurückgehalten. Später waren dann in dem Orden selbst Jerusalemskräfte entstanden, die, wie es scheint, sich einer jenen Überwindung des Hochmeisters heunehm entgegengestellt hatten. Jetzt aber, wo die ganze Lage des Ordens so plötzlich veränderte war, wo aus dem nahen Frankreich immer neue Teuertheile von den Verfolgungen eilief, die der Tempelorden zu erdulden hatte und schon die päpstlichen Gesandten sich aufmachten, um über Preußen und Litauen vielleicht ein ähnliches Gerücht zu halten, wie dort in Frankreich unter den Augen des Papstes dargelegt war, jetzt durfte die deutsche Ritterschaft nicht länger zögern, zur Wahrung ihrer heiligsten Interessen einen entscheidenden Schritt zu thun, und Kon zu sagen, daß nicht dem Papste, sondern dem mit dem Ruche eingebundenen Orden die Herrschaft über die deutschen Ordenslande zöhlende.

Noch im Jahre 1309, wenige Zeit nach der Veröffentlichung des päpstlichen Erlasses an die Ritter, verließ der Hochmeister Wendig. Die Marienburg an der Hoya wurde zum künftigen Hauptsitz und Mittelpunkt der Ordensverwaltung ausersehen. Im September desselben Jahres hielt dort der Meister Siegfried von Heuchswangen mit seinem Gefolge seinen Einzug.

Bald darauf nahmen die Arbeiten der päpstlichen Untersuchungs-Kommission zu Riga ihren Anfang. Zweihundert und vierzig Auflagepunkte waren vom Erzbischof gegen die Ritter vorgebracht. Ein langwieriges Zeugenverhör mußte daher eingeleitet werden. Nach Beendigung desselben ging ein ausführliches Gutachten an den Papst nach Frankreich ab, wo eben damals die Aufhebung des Tempelordens veröffentlicht werden. Man war gespannt, wie Clemens sich zum deutschen Orden stellen würde.

Eine Auflösung desselben, oder nur eine Beschränkung seines Ansehens in den Ostlanden lag indessen bereits außerhalb der Macht der Curie. Die Haltung und Festigkeit, welche das Ordenshaus neuerdings in den päpstlichen Gebieten durch die Verlegung des Hochmeistersitzes nach Marienburg erlangt, die unabweisbaren Forderungen der Jungung, welche eben damals der Kaiser Heinrich VII den deutschen Rittern durch die Verschätzung aller ihrer früheren Privilegien gegeben hatte, dann die weitergehenden siegreichen Züge gegen die Litauer, so wie die neuen Erwerbungen, die vor Augen erst der Orden nach Westen hin im Pommerlande gemacht, endlich die gewichtigen Stimmen, die sich bereits bei

ten angesehenen Kirchenfürsten in Proußen zu Gunsten des deutschen Hauses vornehmen ließen und an den römischen Hof gelangten, das alles konnte nicht ohne Einfluß auf den schwachen Papst bleiben. Wohl abschließend wurde daher die Entscheidung des päpstlichen Stuhls in die Länge gezogen. Clemens starb, ohne sein Urtheil gesprochen zu haben. So weit bekannt, ist seitens der römischen Curie in dieser Angelegenheit niemals eine endgültige Bestimmung erfolgt. Das Dinantener Kloster, das der ursprüngliche Anlaß zu den langjährigen Händeln gewesen war, blieb im Besitze des Ordens. Allmählig legte sich auch die leidenschaftliche Abneigung der Curie gegen die deutschen Ritter. Schon Johann XXII, der Nachfolger des Papstes Clemens, suchte sich ihnen wieder zu nähern. Geling es dennoch ab und zu den römischen Erzbischofen, den päpstlichen Hof zu neuer Freundschaft gegen den Orden umzustimmen, so waren doch die Pilge Roms bereits zu mann, um noch im fernem Ostseelande zu finden. Das Ziel, das von der Orden verfolgt, stand fest, gleich dem Wesen des Nordens, zu dem vertrauensvoll der Schiffer inmitten der sich schimmenden Gefahren hinausschaut.

Ein Vorrecht nach dem anderen ward nun der Geistlichkeit enteignet. Im Jahre 1330 mußte der Erzbischof die Mitherrschaft des Ordens über seinen Metropolitanstz Riga anerkennen. Sechshundertzig Jahre später, als der deutsche Ritterstaat im Ostseelande unter seinem großen Meister Winrich von Kniprode zur höchsten Blüthe gelangte, ward endlich der Geistlichkeit auch die letzte Stufe ihres Aufstiegs

genommen. Am 7. Mai 1366 verzichtete der rüßische Großfürst durch den Vertrag zu Danzig auf alle seine Hoheitsrechte, die er bis jetzt noch über den Meißner und den Orden geführt hatte.

Wir sehen hier bereits inmitten jener Periode, welche Spätere nicht mit Unrecht „die goldene Zeit des Ordens“ genannt haben. Diese Zeit beginnt mit dem Jahre 1351, wo Ruligrode seine sagenhafte einunddreißigjährige Wirksamkeit als Hochmeister des deutschen Hauses antrat. Ueber alle baltischen Küstengebiete vom Ausflusse der Narwa in den „Reßel“, den heutigen finnischen Golf, bis weit über das weßische Uferland der Weichsel hinaus führte damals der Orden eine unbeschränkte Herrschaft. Dänemark hatte se eben zu Gunsten der deutschen Ritter auf seine Besitzungen im Ostenlande Verzicht gelassen; im Namen des deutschen Reiches waren Wenden, Haren und Land Rusal dem Ordenshaupte einverleibt, was weiter unten im Zusammenhang erzählt werden soll. Mit Bisthümern währten zwar fast ununterbrochen die Kriege fort. Dagegen war ein anderer Feind, das Polenreich, zur Ruhe gebracht: durch den Frieden zu Kalisch hatte Kasimir der Große am 16. März 1343 dem Orden das Land Pommerellen am linken Weichselufer überlassen. Ein zusammenhängendes Gebiet von etwa 2900 Quadratmeilen Flächeninhalt, ein Reich größer als die Hälfte der heutigen preussischen Staaten, stand unter der Vermittlung des Ordensmeisters, welcher zu Marienburg seinen glänzenden Hof hielt, von Recht Gesetz und Recht handhabte. Nebenall übten Gewerbe und Verkehr. In den angeschwollenen Elbepflüßten, zu Danzig, Elbing, Königsberg, Memel, Riga

und Ardal begegneten sich die Handelsleute und Prediker aller norddeutschen Nationen. Der Hafen von Dantz war so besucht, daß dort bei einem Sturm im Jahre 1351 sechzig Rauffahrtschiffe zu Grunde gingen.

Nichts hatte den baltischen Ritterstaat in seinen raschen Entwicklungsgänge aufhalten vermocht. Zwischen einer kriegesfüllen, wild aufgeregten, von den härtesten Leiden heimgesuchten Umgebung war der Orden zum Gipfel seiner Macht emporgestiegen.

Seit dem Jahre 1350 wüthete in den Ostseeländern der schwarze Tod. Von Asien ausgehend hatte diese furchtbare Pest unter Sturm und Getöse ihren verheerenden Zug über die Küsten des Mittelmeeres und Italien nach Frankreich genommen, war dann nach England, Island, Schottland und nach den skandinavischen Reichen gegangen und hatte nun die baltischen Gebiete ausgewählt, um bald auch ihre finsternen Schrecken über Russland auszubreiten. Schon hatte der „große Tod“ in Deutschland über drei Millionen Menschen hingerafft. In Lübeck starben am Laurentiusstage des Jahres 1350 von einer Pester zur andern 2500 (andere Berechnen, in Dantz während eines Jahres nach einem solchen, egnichten Winter 13000, in Thorn über 4000, in Elbing gegen 6000, in Königsberg an 8000 Menschen. Der Orden verlor 170 Brüder. Niemand fand sich ein Heilmittel gegen die Krankheit. Wo sie auftrat, handelte sie sich schernungslos mit plötzlichem Schlage ihrer Opfer. Die Ansteking, welche der Arzt Guy von Chauliac, welcher diese Seuche in Avignon beobachtete, war so groß, daß

nicht allein diejenigen, welche sich einem Kranken näherten, sondern sogar die, welche ihn nur von Ferne ansahen, behaftet wurden. Wer der Pest verfiel, mußte meistens verlassen, ohne einen Anverwandten oder Diener um sich zu haben. Kein Priester folgte seinem Tode. Der Vater floh seinem eigenen Sohn, der Sohn seinem Vater. Jedes Gefühl von Barmherzigkeit und Menschlichkeit schien erloscht. Ringsum fand sich ein sicherer Zusichthaler vor den Verfolgungen der Krankheiten. Selbst die See bot keine Freistätte; oft sah man Fahrzeuge auf den Wellen treiben und stranden, deren Mannschaft bis auf den letzten ausgestochen war. Eine allgemeine Verwerfung, die sich der Menschheit bemächtigt hatte, erzeugte bei den Einen dumpfe Gleichgültigkeit und Lebensübertret, während sich bei den Andern jene unnatürliche Grausamkeit herausstellte, die heute noch im Strudel der irdischen Freuden sich zu betruben sucht, da schon der morgende Tag den Leben vielleicht ein rasches Ende setzt. Alle Beschäftigungen des Friedens, Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaften lagen verachtet. Für den Kaufmann hatte der Götzenkult keinen Reiz. Kirchen und Klöster verödeten, die deutschen Bauhöfen starben fast gänzlich aus. Chroniken und Annalen blieben unvollendet liegen, denn „die Hand der Geschichtsschreibung schien wie erschauert vor den Schrecken der Zeit“ und nur hin und wieder fand sich noch da fremder Klosterbruder bereit, inmitten der allgemeinen Trübsal spärliche Nachrichten zusammenzutragen, um die kommenden Geschlechter nicht gänzlich ohne Kunde zu lassen, von den Beligerten seiner Tage.

Neben diesem Glücke, das mit unheimlicher Gewalt in alle Schichten der europäischen Bevölkerung drang, um hier Tod, heft Unmuth und Unzufriedenung zu verbreiten, mochten damals fast durch das ganze Abendland jene Kämpfe und Volkserregungen, die mit dem vierzehnten Jahrhunderte beginnen, anfangs, so lange sie sich innerhalb der Grenzen des germanischen Vortrags hielten, ein höheres national-politisches Ziel verfolgen und dadurch nachhaltige Wirkung erlangen; als sie aber das romanische Volkselement erfassten, zur wilden Anarchie und zur Entfesselung der wildesten Leidenschaften führten.

Im Hochlande der Alpen hub die Bewegung an. Bei Morgarten trägt im Jahre 1315 die Reute und Schlacht des schweizer Bauern den Sieg davon über das heilige Schreck und den Wappenspanner der österreichischen Ritter. Bald darauf unterliegen am Retschseebrande die Grafen und Helms Hofscheit im Kampfe mit den stolzen Bauernstaat der Tünnerschen. Schon glüht es auch in den blühendsten Handels- und Gewerbezugebenden des nördlichen und südlichen Deutschlands. Der Handwerkerstand will mit zu Rathe sitzen, will, daß das Regiment in seiner Stadt nicht allein vom Großhändler und ritterbüchigen Bürger gehandhabt werde. Und wohl weiß er sich die gewünschte Anerkennung zu verschaffen, bald durch offenen Kampf, bald auf dem Wege gütlichen Vergleichs. Fast in allen Städten des Rheingebietes, Oberrheinlands und der Schweiz wird der Jüngste Sitz und Stimme im Rathe anerkannt.

Dann schreitet die Bewegung nach Flanten und Frank-

reich hindern. In Genu und Brügge scharen sich die Gewerke der Wollweberei um ihren kühnen Führer Jakob von Antwerpen und ließen in beiden Städten ihren Gegnern widerholte Straßenkämpfe. In Venedig, Florenz, Velle, Seidsjond, Bernandoss und anderen Theilen des nördlichen Frankreichs sahen die Bauern, mit Messern und Knütteln versehen, auf die abligen Schleißer, um die Äcker und Herren zu ermorden; an der Seine pflanzte Stephan Morel, der Vorstand der Pariser Kaufmannschaft die rothblaue Fahne der Revolution auf, und in den Gegien der Jacquerie fanden seine wilden Freiheitstrolche ihren blutigen Austrud.

Noch ist keine Nacht im Staate, dem jäggelosen Treiben Einhalt zu thun. Das Papstthum setzt verlassen vom Glauben der Völker da. Schon lange hat die Curie und das Oberhaupt der Christenheit sich jenseits der Alpen auf fremden Boden flüchten müssen. Dort zu Brignen am Rhodaner See sucht jetzt der päpstliche Hof durch ein verschwenderisches Leben das Ansehen seiner Stellung wieder zu heben, während dahien die Oberlande unter den Parzellirungen der Colonna, Orsini und Savelli saßen und die erlge Stadt nach einem langen Freiheitkranke unter den Leibern Gela di Klug einer langdauernden Verdrückung entgegenstellt.

Diese europäische Bewegung ließ auch das baltische Deutschland nicht ganz unberührt. Während der sechsziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts kam es in Lübeck, Braunschweig, Hamburg und anderen norddeutschen Städten zu heftigen Gewerkeunruhen, die hier seilich für die Nach-

erzielung der Jünge minder erfolgreich als im Süden wurden.

Schon früher hatten die Hellen jener dänischen Inseln die nördlichen Ostseegebiete erfaßt und hatten besonders in Ostland Ereignisse nach sich gezogen, die für die ganze Lage des baltischen Reiches von Bedeutung werden sollten.

Im Frühjahr 1343 war in Harnen ein sehr heftiger vorbereiteter Aufstand des estnischen Bauernvolkes gegen den herrschen deutschen Landadel ausgebrochen. Harnen sowohl wie die Landeshaupten Reval, Wierien und Alutale fanden damals zwar noch unter der Hebel der Krone Dänemarks, die diese überseeischen Besitzungen durch eine aus zwölf Ritters bestehende Statthalterchaft von Reval aus verwalteten ließ. Indessen waren die Ritter, welche das Land vom Könige von Dänemark zu Lehn trugen, der Mehrzahl nach aus Deutschland eingewandert; eigentlich dänischer Familien gab es von Anfang an nur sehr wenige in Ostland. So erklärt es sich, wenn fast alle Berichterstatter melden, daß durch die Erbitterung der harnischen Bauern bei jenem Aufstande besonders Deutsche getroffen worden seien. Zur Ausführung ihrer Pläne hatten die Verschwornen die St. Jürgensnacht gewählt. Verabredetermaßen wurden die Burgen der Ritter von den Bauern überfallen und Alles, was nicht durch die Flucht entkam, niedergemacht. An achtzehnhundert Deutsche sollen in der einen Nacht von den Ausländern ermordet sein.

Betrachtet man das Verhältniß, in welchem damals die Esten zu den Deutschen standen, so findet sich von einer Hörigkeit oder Leibeigenschaft, wie diese sich späterhin bei den balt-

lichen Untertanen in Island und Ostland ausbildete, noch keine Spur vor. In beiden Ländern hatten die fremden Eroberer den Eingebornen ihre persönliche Freiheit fast unbeschränkt gelassen: der Bauer war nirgends an seine Schelle gebunden, genoss überall vollen Eigenthumsrecht an Grund und Boden und hatte seinen vertragmäßigen Antheil an der landesherrlichen Gerichtsbarkeit.

Aber schwer leisteten dennoch auf dem Landbewohner die Frohn- und Kriegsdienste, welche er den deutschen und dänischen Rittersn zu leisten hatte, hart mochte ihn der Jochstrahl drücken und schwachstellte mußte besonders dem Osten seine ganze Stellung zu dem fremden Herrn erscheinen, wenn er der Fäden gedachte, wo seine Blüthe im Kampfe für ihr Recht, für ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit den christlichen Drängern hegreichen Widerstand geleistet hatten. Noch daher die Herrschaft seit mehr als hundert Jahren auf dem Ostlande ruhen, noch hatte der angesamelte Frohndienst im Eingebornen nicht völlig erloscht werden können und wie einst im Jahre 1222 die Verwüstung der dänischen Zwingsburg auf Osef dem ganzen Ostlande das Zeichen zur Erhebung gegen die Dänen und Deutschen gegeben war, so rief auch jetzt die Kunde von dem gelungenen Aufstande der harten Bauern eine allgemeine Bewegung unter den Bewohnern von Island, Osef und der Umgegend hervor, die bald in blutiger Weise sich Luft zu machen suchte. Im Revalischen überfielen die Landbewohner das Kloster Pabst und meckelten die dortigen Mönche. Auf Osef wurden sämtliche Deutsche niedergemacht. Von allen Seiten gegen

benachbarte Barden zusammen, lagerten sich vor den Thoren Kewal und Gapsals und fordereten stänmisch Einlaß. Schon waren die Anführer mit den benachbarten Finnen und Schweden in Verbindung getreten. Ein Zug von dorther stand jeden Augenblick in Aussicht.

Die Schnelligkeit, mit welcher die Bewegung um sich griff, hatte die dänische Statthalterchaft von vorne herein in eine völlig hilflose Lage versetzt. Ihre Ritter und Kriegskleute waren der Mehrzahl nach entweder entflohen oder in die Hände der Empörer gefallen. Von Vlaemant war so bald kein Beistand zu erwarten: die Theilnahme für die ferngelegene baltische Provinz hatte dort schon lange nachgelassen und ehe die nöthigen Hülfskräfte zusammengebracht und nach Estland geschafft werden konnten, hatten sich die Bauern vielleicht zu Herren aller festen Plätze gemacht.

Unter solchen Verhältnissen saßen am 16. Mai 1343 hundertliche Ritter, Vasallen und königlichen Räte, welche in Folge der St. Jürgensnacht sich in Kewal versammelt hatten, dem Beschluß, dem Landmeister von Dänemark die Schutzherrschaft über Estland anzutragen und ihm die Schlösser Kewal und Wesenberg unter der Bedingung zu übergeben, daß er sie im Namen Dänemarks neu verwalte und sie, falls sie puldrefestert werden sollten, binnen Monatsfrist wieder räume.

Der Landmeister nahm dieses Annehmen bereitwillig an. Noch im Jahre 1343 rückte ein bairisches Ordensheer in Estland ein. Bald darauf, nachdem der deutsche Hochmeister selbst die Leitung dieser Angelegenheiten übernommen, folgten

auf den Ordenslanden noch größere Streichkräfte nach, denen es nicht schwer fiel, sich in den Finnländern eifrigen Theilnehmern zu Weisern des Auftrages zu machen. Herzog und Haupt waren von ihren listigen Belagerern besetzt, in beide Städte Besatzungen des Ordens gelegt.

Wenn sich der deutsche Ritterstaat bei dieser Gelegenheit als treuer Nachbar des dänischen Ostlands erwieß, so bekräftigte er darin zunächst den längst befestigten Grundsatz, das deutsche Wesen in den Ostseeländern, wo es auch sei, zu schützen und zu heben. Dem Ostland war nun einmal ein mehr deutsches als dänisches Land: in seinen Städten blühte deutsches Recht und deutsche Sprache und trotz der Dänenherrschaft hatte das deutsche Leben dort nach allen Seiten hin sich ausgebreitet.

Ein Zufall aber wollte, daß diese Befestigung der fremden Provinz durch den Orden blauen Augen zur völligen Einverleibung derselben in den Ritterstaat führte.

Um dieselbe Zeit, da die Nachricht von dem Aufstande der estländischen Bauern am dänischen Hofe eintraf, war König Waldemar IV gerade mit dem Vorhaben beschäftigt, sich seiner Herzogthümer über Ostland zu erweitern und seine Finnländern dortigen Besitzungen dem Orden zum Kauf anzubieten. Die Herzogthümer, die in dem Könige diesen Plan hervorgerufen, lagen zum Theil in der längst erkannten Schwachheit, jene vereinigte überseeische Herrschaft geschicklich zu verwalten und sie gegen die vielfachen Angriffe der östlichen Nachbarn sicher zu stellen. Dazu trat indeß noch ein anderer Umstand. Seit fast zwanzig Jahren lagerte auf dem

dänischen Fürstenhaufe eine aufrichtige Freundschaft, welche weder König Christoph noch sein Sohn mit Nachfolger Otto zu illgen im Stande gewesen waren. Der Markgraf Ludwig von Brandenburg, der Sohn des deutschen Kaisers Ludwig, hatte sich im Jahre 1324 mit der dänischen Prinzessin Margaretha verheirathet. Eine reiche Wittigk war ihn damals von seinem Schwelgervater, König Christoph, zugesagt worden, hatte aber bei den innern Kriegen, an welchen Dänemark seit Jahren krankte, nicht sogleich aufgebracht werden können. Darüber war Christoph gestorben, Otto hatte vergebliche Versuche gemacht, die Wittigkade für seine Schwester herbeizuschaffen; der Markgraf blieb ohne das versprochene Schatzguth und ohne Aussicht, je bezahlt zu werden.

Als nun Waldemar im Jahre 1340, hauptsächlich durch Mittelsung seines brandenburgischen Schwagers, in den Besitz der dänischen Krone gelangte, wandte er seine erste Sorge der Regelung jener Angelegenheit zu. Bald war sein Plan gemacht. Ostland sollte an den deutschen Orden verkauft und mit einem Theile der darauf zu lösenden Summe der neue Markgraf besoldet werden.

Schon im Jahre 1341 ging Waldemar daran, sein Vorhaben ins Werk zu setzen. Was damals die Ausführung seines Planes verhinderte, ist dunkel, wie denn überhaupt die ganze Sache so geheim betrieben ward, daß Niclas Quisenst verhehrt, dem dänischen Reichsrathe ja bis zum Jahre 1570 die Hauptthaten über diese Angelegenheit völlig unbekannt geblieben.

Man stand im Jahre 1343 und noch war nichts geschehen.

Da belag die Empörung der harrischen Bauern aus. Der deutsche Orden rüstet in Eßland ein, besetzt alle festen Plätze und rüchert sich mit Zustimmung der Statthalterchaft, nach freilich Eöringungsbedeufe, in der fremden Provinz ganz herrschaftlich ein.

Jetzt kam Eile in die Geschäfte. Erzbis Baldemar sich nun nicht schleunigst mit dem Orden ausdandern, so stand zu erwarten, daß die Ritter, die nichts von Dänemark zu fürchten hatten, sich über kurz oder lang zu unumschränktem Gebieten von Eßland machen und das ganze Herzogthum ohne irgend welchen Gefah ihren Ordenshaare einverleiten würden. Im Spätsommer 1346 begab sich Baldemar daher nach Marienburg, um dort persönlich das Bedere mit dem Hochmeister zu besprechen. Schon am 29. August ward der Kaufvertrag abgeschlossen. Der Orden übernahm die Herrschaft über alle bis dahin noch dänischen Besitzungen in Eßland und verpflichtete sich, den Könige dagegen die Summe von 19000 Mark Silber zu zahlen, die auch im nächsten Jahre vollständig abgetragen wurde. Bereits im Jahre 1345 war die Stadt und das Schloß Rarva den Ritten für 1423 Mark Rigsch überlassen worden. Außerdem erhielt der Markgraf von Brandenburg 6000 Mark. Kaiser Ludwig bestätigte den ganzen Verkauf, auf Wunsch des deutschen Hochmeisters, am 20. September 1346 zu Frankfurt am Main und Jahres darauf erfolgte auch auf Bitten Baldemars die Zustimmung des Papstes Clemens VI von Neignon aus. Der Hochmeister übertug demnachst gegen Zahlung von 20000 Mark Silber seine Rechte auf Eßland an den

Ordensmeister von Livland, befiel sich dabei aber die Oberrherrlichkeit über die ganze Provinz vor, so daß der livländische Landmeister hier nur als Statthalter des Ordenshauses auftrat.

So gab der vierte Waldemar ein Land auf, dessen Besitze mit denen des Dänereiches fast anderthalb Jahrhunderte hindurch aufs Innigste verbunden gewesen waren, nach dessen Besitze schon Knud der Mächtige, der Träger der vereinten dänischen und englischen Kronen, inmitten seiner begrenzten Laufbahn getrachtet hatte, um auch im Norden der Ostsee seiner Herrschaft Halt und Sicherheit zu geben.

Was aber Dänemark durch den Verlust des ostländischen Herzogthums für den Augenblick an Macht und Ansehen zur See einbüßte, das sollte ihm blauen Krügen von einer anderen Seite her in reichster Weise ersetzt werden.

Seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts hatte der Sund, als die befahrenste Verkehrsstraße der Ostseeländer mit den Ländern eine Bedeutung gewonnen, welche durch den steigenden Verkehr der gesamten europäischen Handelswelt in commercialer wie politischer Hinsicht immer wichtiger zu werden versprach. Die Herrschaft über jenes baltische Meeresthor ruhte aber damals bereits in der Hand Dänemarks. Schon wachte zu beiden Seiten des schmalen Meerenge von den Schlössern Helsingborg und Helsingør herab der Dänenkrieg, um jedes Schiff, das sich den Sund näherte, daran zu erinnern, daß dort dem Dänenkönige Zoll entrichtet werden müsse. Auf der Tagesfahrt, welche die Hansestädte im Jahre 1363 zu Smaalund hielten, wurde bereits über die

läufige Abgabe vorhanden, welche die deutschen Kaufleute im „Kreuzbund“ zu zahlen hatten. Seitdem sind diese Klagen über den Zunftzoll unablässig wieder laut geworden. Als seltsamer Umstand haben indes die dänischen Fürsten alle Jahrhunderte hindurch es verstanden, aus dieser „Goldgrube“ des kleinen Inselstaates immer reicheren Gewinn zu ziehen und haben bis auf unsere Tage in der Behauptung ihrer Stellung am Sund die Hauptstütze ihrer politischen und finanziellen Macht erkannt.

VII

„In dem Jahre Christi 1360 sammelte König Waldemar von Dänemark ein großes Heer und sprach, er wolle sie dahin bringen, wo Goldes und Silbers genug wäre, wo die Schreine aus silbernen Trümmern stünden. Und er führte sie nach Gothland und machte da auf dem Lande Viele zu Rittern und schlug viel Völkes nieder, weil die Bauern unbedarft und des Streichs ungewohnt waren. Er zog stracks vor die Stadt Wiek. Sie zogen ihm aus der Stadt entgegen und übergaben sich der Hand des Königs, weil sie wohl einsahen, daß da kein Widerstand möglich war. Auf die Art bekam er das Land und nahm von den Bürgern der Stadt große Schatzung an Gold und an Silber und zog seines Weges.“

So berichtet Dittmar, der Klostermeister im Franziskaner-Kloster St. Katharinen zu Lübeck, welcher im Jahre 1385 von dem damaligen hohen Rathe den Auftrag erhielt, die alte, in Folge des schweren Lutes seit sechsunddreißig Jahren unterbrochene Stadtschaukel fortzusetzen.

Durch einen raschen Angriff hatte sich also der Dänenkönig im Jahre 1361 — denn in der Angabe der Zeit irr

hier Dänmar — der ganzen Insel Wohlstand beschützt. Das reiche Glück war sein. Eine unermessliche Menge von Gold, Silber und silbernen Geräthschaften aus den verfallenen Kirchen und Klöstern fiel in die Hände des Siegers. Hieran konnte sich Waldemar König der Dänen, Slaven und „Gethen“ schreiben.

Ob aber Waldemar wohl das Gefährliche dieses Schrittes mit der ihm gewohnten Umsicht erweogen hatte? Ob er sich klar gemacht, was es hieß, eine Stadt wie Wismar zu gewinnen, die ihrem ganzen Wesen nach zu Deutschland gehörte, die zu den mächtigsten Gliedern der Hanse zählte und in der seit Jahrhunderten bereits die gesamte nordische Kaufmannschaft ihren Hauptvereinigungspunkt gefunden hatte?

Nur zu bald ward der König die Folgen gemacht, welche die Eroberung des kleinen baltischen Festenlands nach sich zog und in verhängnisvoller Weise sollte hancs Kurzen Dänemark daran erinnert werden, daß die Macht, welche bereits im Ausgang des vorherigen Jahrhunderts der Willkür des norwegischen Fürsten so nahe die Spitze gezeigten, inzwischen an Kraft und Ausdehnung schmachtegeß verloren hatte.

Es nahen die Tage der glorreichsten Erhebung der Hanse.

Seit jenem norwegischen Seckriege, welcher im Jahre 1284 zum ersten Male eine größere Vereinigung von baltischen und Nordseebäutern hervorgebracht und dadurch den Bündnisse der Hanse Gestalt und Festigkeit verliehen hatte, war im ganzen deutschen Reiche das Gefühl seiner nationalen Zusammengehörigkeit immer lebendiger hervorgetreten.

Durch den erfolgreichen Ausgang jener ersten gemeinsamen Waffenunternehmung hatten die Städte erkannt, was sie da zu erreichen vermochten, wo sie einmüthig und mit voller Kraft zu Werke gingen; sie hatten eingeschaut, daß fortan eine Erweiterung ihres Handels und ihrer maritimen Bedeutung nur durch einen möglichst engen gegenseitigen Anschluß erreicht werden konnte. Die Kräftigung des neu gegründeten Bundes war somit dem gesammten Reich Deutschlands als Hauptbedingung seiner weiteren Machtentwicklung hingestellt.

Bald fand sich in den Städten, welchen die fünf sogenannten westlichen Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Stettin schon von früher her gebildet hatten, ein lebendvoller Kern und Mittelpunkt zur Fortgestaltung des begonnenen Bundeswerkes. Nach Verlauf von wenigen Decennien schon war bereits die vornehmsten deutschen Handelsplätze der Reichsmeere, der baltischen Küsten und des nördlichen Binnenlandes den westlichen Städteverein in fast engerem, bald weiteren Anschluß beigetreten. Jede Stadt ist nun einem der „Drittel“ des Bundes zugehöht. In dem westlichen Dritteltheile gehören, außer den gedachten fünf, die pommerschen und märkischen Städte; die Städte Westphalens und der Niederlande, Elbin an der Spitze, bilden mit den preussischen das westphälisch-preussische Dritteltheil; das gotländische besteht aus Wiborg, Åbo, Åreval, Torshäus und Pernau. Die Oberleitung des Ganzen hat Lübeck und besorgt, wie in einer Art engerem Anschluß mit den Vororten Wismar, Rostock, Stralsund und Stettin die laufenden Ge-

schäfte. Ein scheinliches Gesetz, welches Lübeck zum Bundeshauptes erhoben hätte, ist nie gegeben worden; die Ansprüche der freien Reichsstädte auf diese Stellung waren aber so fest durch ihrer ganze Vergangenheit wie auch durch ihrer jüngste Macht begründet, daß die eiserne Eifersucht Wismars und anderer Bundesstädte dagegen ohne Erfolg bleiben mußte.

War nun über Angelegenheiten von allgemeiner Bedeutung zu verhandeln, so ließ reichthümlich Lübeck durch seine Boten oder durch Botschaftern bei den betreffenden Städten die Tagesfahrt ansetzen, die zumeist in Lübeck selbst oder in einer der andern vier reichthümlichen Städte abgehalten wurde.

Aus den Niederlanden, den Rheinlanden, Westphalen, Sachsen und der Mark gegen dann die Abgesandten, die Ambassadoren oder Plenipotentiare ins Offizialath, um dort im Namen ihrer Städte mitzuliegen und zu beraten, oder um von dem Stande der Dinge vorläufig Bericht nach Hause mitzubringen.

Im Jahre 1343 wird der Bund zum ersten Male von einem ausländischen Fürsten mit dem Namen der Hanse bezeichnet. König Magnus von Norwegen gebraucht diese Benennung für die sämtlichen Städte, denen er damals neue Handelsprivilegien für Schonen theilte. Es war dies die für den diplomatischen Verkehr des Bundes mit dem Auslande höchst wichtiges Zugeständniß, das bald auch andere Fürsten den Städten machen mußten. Die Hanse war somit als eine selbstständige politische Einheit, als Staatskörper anerkannt.

Wohl möchte man hier nun versucht sein, auch auf die

innere Verfassung einen Blick zu werfen, die jenem Punkte den erforderlichen Halt verliehen. Man möchte in Erfahrung bringen, welche Erbauungen und Gesetze es gewesen, denen alle die Stämme der Ost- und Reichslande ihre verschiedenenartigen Interessen untergeordnet, möchte die verschiedenen Grundlagen kennen lernen, in denen die zahlreichen Bundesglieder ihren einigenden Mittelpunct gefunden haben.

Allein die geheimnißvolle Hölle, mit welcher die Hanse gleich der Lagunenrepublik die Werkstatt ihrer Politik verhängt hat, umgibt auch das ganze Innere ihres Baues mit so tiefem Dunkel, daß selbst den aufmerksamen Forschern bis auf unsere Tage nur hier und da ein schwacher Blick in das Geheimniß ihres Organismus vergönnt gewesen ist. Ein deutliches Bild vom staatlichen Zusammenhange des Hansabundes wird man daher wohl vergebens zu gewinnen suchen.

Schon die Betrachtung der Außenlinien jenes Machtgebildes genügt indeß, um zu erkennen, daß die Grundlagen und Stützen der Hanse von denen neuerer und älterer Bundesstaaten und städtischer Eidgenossenschaften völlig verschieden waren. Denn in der naturwüchsigen Verfassung jenes mittelaltigen norddeutschen Eidgenossentums haben von Anfang an Gemeinheit, Gerechtmen und der Willen das Bedürfniß des Augenblicks den Zwang geschriebener Gesetze übermogen und haben von dem Fortschritte seiner geschichtlichen Entwicklung jede beschränkende Einseitigkeit fern gehalten. Hier realisirte durchgehend jenes Streben nach innerer Selbstständigkeit, das unerschrocken um äußeren Schein und um die ständlichen

Kaisern der Form mit desto festern Schritten den größern Erfolgen nachgeht. Unaufgefordert wie sich die einzelnen Städte dem Bunde anschlossen, suchten sie auch nach ihrem Eintritte ihre Stellung möglichst unabhängig zu erhalten. Die Aufnahme in den Bund geschah, ohne daß sich dabei das neue Mitglied durch Unterschrift von irgend welchen Statuten oder Verträgen zur Übernahme von dauernden Verpflichtungen gebunden hätte. Keine Stadt, die machte Reichstadt sein, oder unter der landesherrlichen Hoheit eines weltlichen oder geistlichen Fürsten stehen, gab durch den Eintritt in den Hansabund ihr andererseits Unterthanenverhältnis auf. Die Hanse bildete einen Staat im Staate ohne deshalb die Macht und Einheit des Kaisers zu gefährden.

Wenn die verschiedenen Städte in den Bund aufgenommen werden, läßt sich sehr unendlich nicht bestimmen. Nicht einmal über die Zahl der Bundesstädte giebt uns ein amtliches Verzeichniß genaue Auskunft. Keine Stadt, die sich zur Hanse bekannte, hielt sich deshalb gezwungen, auf den Tagessahnen zu erscheinen. Folgte sie der Einladung dahin, so lag auch in ihrem Erscheinen noch keine Verbindlichkeit für sie, sich von den etwaigen Beschlüssen der übrigen Anwesenden abhängig zu machen. Was auf einer Tagessagung beschlossen war, erlange dann nur Geltung für die einzelne Stadt, nachdem ihre Rath seine Genehmigung abgegeben hatte. Erst im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts wurden einzelne Verordnungen erlassen, wonach jede Bundesstadt genöthigt war, auf den festgesetzten Tagessahnen zu erscheinen.

Keinmal aber hat die Hanse durch äußere Zeichen oder

Spanke die Einheit ihres Bundes zu bekräften gesucht. Weiter auf den Siegeln der schristlichen Verträge, noch auf den Münzen der einzelnen Städte findet sich irgend welche Spur von einem Bundeswappen. Jede Stadt, die sich mit dem Beschlusse einer Tagessatzel unterhandeln erlaubte, hing an die darüber ausgestellte Urkunde ihr eigenes Stadtsiegel, wie sie auch auf die von ihr geschlagenen Geldstücke einfach ihr Stadtwappen setzte. Wie haben sich die Hansestädte, trotz der wiederholten Aufforderungen Lübeds, zu einem gemeinschaftlichen Wappensuche oder zu gleicher Prägung vereinigt. Selbst die Abscheu ihrer Schiffe waren zu allen Zeiten verschiedenartig: die Lübeder Schiffe führten einen rothweißen Flügel oder Wimpel; die hamburg'sche Flotte war durch den rothen Flügel kennlich; ging ein rigauer Kaufmann in See, so zog er den schwarzen Flügel mit weißen Kreuze auf. Kein gemeinschaftliches Bundesbanner hat je die Kriegsflegeln der Hanseaten geschmückt. Die Bedeutung, welche heute eine Nation an ihrer Flagge knüpft, war jenen Zeiten des Mittelalters völlig fremd.

Und doch, welch Ansehen, welcher kriegerische Glanz umgab der Hanse buntbewimpelte Schiffswal, wenn sich die Bundesstädte zum Zuge gegen die baldischen Piraten oder zur Heerfahrt gegen die hürst'schen Standbanniersen drängten! Mit welcher Hochthat und Engherzigkeit erhob sich die so mannigfach gesonderte, durch keine Willkür, keinen Zwang zusammengehaltene kaufmännische Genossenschaft in dem entscheidenden Moment des vierzehnten Jahrhunderts, als es galt, des Dänen Uebermuth zu ahnden! Hätte schon zu

Anfang des Jahrhunderts der staatskundige Saute den Bild der römischen Curie und der Dogenstadt beizulegen auf die maritime Stellung des Nordens Alamanniens hingelenkt, mit welcher Kühnheit war sechs Decennien später bereits die Hanse als selbstständige Großmacht aufgetreten, damals als Deimar seine Ehrenkürsch gleich, als an den stillen Mauern seines Franziskanerklosters die Wellenschläge der vaterländischen Geschichte vorübertrauschten, die immer neue Kunde brachten vom Waffenglücke, von den Thronen und Herrschaftstheilen Lübeds und seiner Bundesstädte. Ihm ward vergönnt, das Treiben und Geschäftsgewühl der reichen Handelsstadt, die Pracht des Hofes, den Mästenwald der heimathlichen Leere zu beobachten, den Zug der Segel nachzugehen, wenn sich alljährlich mit dem ersten Wehen des Frühlings nach langer Winterruhe die Kaufmannsflotten in Bewegung setzten, die Schiffsparcens ihre Ladung nahmen, die Einen, um bei hoher Zeit mit ihrem Schuten zum Haringfange an den schlesischen Küsten anzutreffen, die Anderen, um auf den Märkten Blanderns Südfrüchte und asiatische Producte einzuhandeln, die von den Lombarden, Genuesen und Venezianern zu Gent und Brügge aufgeschuppt waren; nach Aachen, um die überseeischen Gentee in London, Norweger und Bergen mit Tüchern, Leder, Linnen, Bier, Wehl oder mit den feinsten Erzeugnissen der norddeutschen Gewerbsthätigkeit zu versorgen.

Denn die Hanse handelte nicht nur, sie glänzte auch durch ihren vielfeitigen Gewerbefleiß. Aus England holten die flugen Hansesamner die rebe Schaafwolle zu niedrigen Preise, um sie verarbeitet dort wieder theuer abzusetzen. In

den deutschen Soldaten, z. B. in Bremen wurden Pelze und Felle zubereitet, zu welchen die russischen Märkte die Felle geliefert hatten. Aus Schweden bezog Deutschland Metalle aller Art, um daraus Waffen und Handgeräthe anzufertigen und diese dann den Reichländern wieder zuzuführen. Einzelne Städte waren durch bestimmte Privilegien ihrer Gewerthätigkeit besonders berühmt. Das südsche Nor weg ward durch den ganzen Norden verschifft; die westphälische Leinwand, das niederländische und rheinische Tuch so wie das schlesische Leinwand standen überall in gutem Ruf, wenngleich die deutschen Läder gegen die holländischen nicht aufzunehmen vermochten. Den Härtung aber wußte Niemand besser anzufahren und zu verpacken als die Hanfen.

Der Hauptverkehr zur See währte für die holländischen Städte bis um Michaelis. Dann ward es allmählig still in den niederländischen Gewässern. Wen nicht Geschäfte in der Fremde zu überwintern nöthigen, alle dann mit Schiff und Ladung seinen Hafen zu gewinnen. Mitte November war die Fahrt geschlossen. „Nach Sanct Martinstag, den 10. November, soll kein Schiffer mehr in See gehen,“ so forderten es bereits zu Ende des vorletzten Jahrhunderts Hamburgs und Lübeds Seegesetze, und bald ward diese Bestimmung als allgemeiner Grundsatz für die Schifffahrt der Hanfen angenommen.

Ueberraupt war alles, was das Schifffwesen, den auswärtigen Handel und die Niederlassungen der Hanfen anging, trotz des sonstigen Mangels an Bundesgesetzen nach ganz bestimmten Gewerkschaftsrechten geregelt, die schon früh

aufgezeichnet waren und denen sich jede Handelsstadt, welche an dem überseeischen Verkehr Theil nahm, unbedingt zu fügen hatte. Bereits um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts besaß der Hof der Deutschen zu St. Peter in Norwegen an seiner Ekke eine feste Kontorordnung, welche dazu diente, theils den Handelsverkehr zu regeln und ihn bestimmte Grenzen zu setzen, theils die Angehörigen des Hofes beim Verkehr mit den Besuchen und Eingekommen des Kontors sicher zu stellen. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ward eine ähnliche Verordnung für das „Contoor“ der Hanse zu Bergen von den vorrägigen „Kaufleuten des römischen Reichs von Allemannien“ abgefaßt, die daselbst in der Kammerlirische bereits eine eigene Pöze hatten und in dem Refektorium des Klosters ihre geheimen Beratungen halten durften. Für die Zifferblätter der Hanse auf Schonen, so wie für ihr Vermögen zu Bergen und für den sogenannten Stahlhof zu Leiden bestanden schon damals, in eigenen Rechtsbüchern zusammengedragene Vorschriften. Was dort zur Schutze des Kaufmanns und zur Aufrechterhaltung der Ordnung seines Geschäftsbetriebes diente, war in den einzelnen Handelsbüchern niedergelegt, mit welchen die Fürsten von Dänemark, Norwegen und England im Laufe der Zeiten die Hanse befreundet hatten.

Auf die Bestimmung einer allgemeinen See- und Schiffsfahrtsordnung sind dagegen bereits seit dem dreizehnten Jahrhundert die verschiedenen kaiserlichen und Reichsorgane bedacht gewesen. Je mehr der Verkehr der Hanse an Ausdehnung gewann, desto notwendiger erschien es, das ganze Seewesen

auf gesetzliche Grundlagen zurückzuführen. Zu wiederholten Malen wurde daher dieser Gegenstand auf den Hansetagen in erster Verathung genommen. Hier suchte man sich gemeinschaftlich zu verständigen über die einzelnen Rechte und Pflichten der Krieger und Schiffsfahrer, der Steuerleute und Botleute; man gab Besche über Havarie, über die Besatzung und das Lösen der Hatzzeuge, über die „Winterlaghe“ (die Überwinterung), kurz, fast der mannigfachen Verhältnisse blieb außer Acht, die bei einem ausgedehnten Verkehr sehr bald in Frage kommen müssen.

So weit der holländische Verkehr reichte, fanden diese Bestimmungen ihre Anwendung. Jede Stadt hatte für die Aufrechterhaltung derselben Sorge zu tragen. Keinem aber mochte wohl mit größerem Eifer darüber gemoht werden, als innerhalb der Grenzen des holländischen Handelsgebietes. Denn auf den Ostseewerke war nun einmal von Altes her das Hauptaugenmerk der Hanse gerichtet. Mochten die mannigfachen Verkehren zu Lande, Bergen und Brügge innerlich zur Verthierung ihrer Städte wesentlich beigetragen haben, der eigentliche Schwerpunkt ihrer Bundesinteressen ruhte in dem Handel mit Schweden, Norwegen und den Ostseeländern. Am holländischen Gestade lagen die ärmsten und trübsen Bundesstädte; von dort hatte sich die Hanse zu ihrer großen politischen Bedeutung emporgeschwungen.

Wo der Blüthe einer See- und Handelsmacht ist fast zu allen Zeiten das Streben verknüpft gewesen, auf bestimmten Meerestheilen die alleinige Herrschaft auszuüben. Als sich für Spanien und Portugal die Zeiten ihrer Kolonialgröße

erschlossen, beanspruchten beide Staaten allmählig ein Eigenthumsrecht an den von ihnen entdeckten Meeren. Explorirte suchte England sich die Herrschaft über die vier, die holländischen Inseln umgebenden, Meere anzueignen. In gleicher Weise hatte auch Venedig das adriatische, Genua das ligurische Meer für sich in Anspruch genommen, während in unsern Tagen sich der türkische Hód vermaß, die mittelländische See schließlich für ein französisches Binnenmeer zu erklären.

Bedenkliche Ansprüche machte auch die Hanse gleich bei ihrem ersten Entstehen in Bezug auf die Ostsee geltend. Dort in den holländischen Gewässern strebte sie von Anfang an, eine ausschließliche Herrschaft zu gewinnen. Sie wollte von dänischen Nordefunde bis zur schwedischen Westküste und den norwegischen Küstungen an der Kettenküste allein gebieten, um so allein den ganzen Seeverkehr der europäischen Welt mit dem Osten zu vermitteln. Auch gar wohl ist es der nichtermüdeten Umsicht und Beharrlichkeit der norddeutschen Kaufmannschaft gelungen, diesen Grundsatze ihrer Politik Jahrhunderte hindurch bei der gesammten abendländischen Handelswelt die vollste Anerkennung zu verschaffen.

Nur ließ sich ein solches Absperkungssystem nicht mit einem Schläge durchführen; allmählig, Schritt für Schritt ging die beherrschende Hanse dabei zu Werke. Zuerst trat Lübeck gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts mit einem scharfen Verbote gegen die Friesen und Flandländer hervor, wodurch diesen Frachtschifffahrern aller Verkehr auf der Ostsee nach Weichsel abgegeschnitten wurde. Umra von derselben Zeit erzählt dann St. Peter zu Kopenhagen die wichtige Erweiterung,

daß keiner seiner Angehörigen mit einem Walenent, Skandren, Russen oder Engländern in Kampagne Geschäfte treiben oder deren Waaren als Frachtgut fahren dürfe. Auf die Handelschiffe Kaufleute war es hienach vernehmlich abgesehen; von den Engländern und Russen hatten die Deutschen damals nicht viel zu befürchten. Englands Handel und Seemacht lag der Zeit noch in den ersten Anfängen, Rußland saßte unter der Mongolenherrschaft und das einzige Norgerod, welches wohl im Stande gewesen wäre, eine den Deutschen gefährliche Thätigkeit zur See zu entwerfen, wandte seine ganze Kraft bereits immer mehr auf die Eroberung und Colonisirung des skandinavischen Nordens und der Umgegenden. Möglich, daß die Volksthorrepublik noch ihr altes Geschäft mit Wirth in früherer Ausdehnung unterhalte, im Süden des baltischen Meeres geschiedt ihrer Handels nicht mehr Unternehmung. Eine Urkunde vom Jahre 1346 bezeuget ausdrücklich nur Norgerod, Wolin, Polotsk, Riga, Dnepol, Kiew, Jellin und Gethland als diejenigen Orte, wo die deutschen und russischen Kaufleute sich begegneten.

Mit dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte tritt dann die Hanse immer eigenmächtiger auf. Im Jahre 1366 bestimmt die Tagessatz der Städte, daß fortan kein Hanse mit einem Nichthanse Kaufmann verkehren soll. Schon darf kein Auswärtiger sich in St. Peter am Wolchow niederlassen. Man fürchtete dort nicht allein die Nebenbuhlerchaft der Fremden im Geschäfte, man wollte ihnen selbst die Möglichkeit nehmen, durch längeren Aufenthalt in Norgerod sich die russische Sprache anzueignen. Vom Jahre 1426 ab

mußten sogar die Holländer dafür aufkommen, daß kein „Außerhändler“ in ihrem Lande das Russische erlerne. Früher schon hatte der Bund beschlossen, daß kein Fremder in einer Hansestadt Schiffe kaufen oder bauen lassen dürfe, dagegen sollten die Hanseaten nur ihre eigenen Schiffe befrachten. Mit den Kapregeln, welche die polnische Eifersucht der Hanse zum Schutze ihres Handels vernachlässig für die Ostseehande traf, hatten selbst die strengsten Prohibitivgesetze späterer Zeiten keinen Vergleich aus.

Als der Zuchtmäher des Bundes mit überall Hülfe auf. Dorthin gehen die Städte, sobald Befehle vorgeberden und auszuführen sind, dorthin werden sie sich mit ihren Klagen und Beschwerden und mit starker Hand sucht Hülfe stets jeder Anrechnung auf der Stelle zu bauen. Dann die Kaufleute auf den schenischen Hülferlagern sich zum Einreden der Heringe nicht solcher Formen bedient haben, welche den Vorschriften gemäß verfertigt sind, so erläßt Hülfe augenblicklich an die wendischen Städte die Aufforderung, dahin zu wirken, daß diesen Uebelstände abgeholfen werde, da viele Handlungshäuser bereits darunter gelitten hätten. Ist auf dem Hefe zu Kopenhagen schlechte Weinraub angekommen, so wird diese durch Vermittelung Rigas und Wiborg nach Hülfe gesandt mit dem Befehle, nachzuforschen, wo diese schlechteste Waare angefertigt sei. Durch Zufall bringt Hülfe in Erfahrung, daß von Eisenach verfälschter Hopfen auf die hantischen Märkte gebracht ist. Unverzüglich befragt sich Hülfe deshalb bei dem Rathe in Eisenach, muß aber in dem Antwortschreiben von dort die Rüge vernehmen, daß sich seit

Zunehmend beruht in dem Geschäftebetriebe der nordischen Heringshändler die dringsten Bedingenden eingefischlichen Hähnen; es sei zu wiederholten Malen vergedonnen, daß in den Heringstonnen eben gute Fische, in der Kiste aber nur alte und faule verpackt gewesen wären.

Wenn Lübeck sich durch diese Sorge um das Verfechtenwesen der Hanse die räthlichsten Verdienste erworb und dadurch immer mehr an Macht und Ansehen wuchs, so darf hierbei nicht vergessen werden, welchen wichtigen Antheil von dem übrigen Eiddien das ehrenwürdige Witzky an der Oberleitung der baltischen Angelegenheiten hatte. Hier war, wie in Lübeck, Reichtum mit Unternehmungsgelst und Umsicht gemischt. Das Alter des geistlichen Geschlechtes überragte die Zeit der Gründung Lübecks. Die Anlage des nordgerischen Hofes hatte einß Gottland geleitet. Es war somit für Witzky ein Ehrenpunkt, sich jetzt durch das jüngere Lübeck nicht gänglich überschlagen zu lassen, und ansehnend willig räumte dieselb auch, wo es galt, den älteren Genossen die ihm gebührende Stellung ein. Wenn Lübeck zur Bekämpfung der baltischen Piraten einen Bundesgenossen sucht, so wendet es sich vorfalls zunächst an Witzky. Bei wichtigen Unterhandlungen mit fremden Mächten nimmt Lübeck die Mindeutung Witzkys in Anspruch. Als sich um das Jahr 1269 der Lübecker Rathmann Heinrich Wulstapunt nach Norgerod begab, um dort im Namen der baltischen Kaufmannschaft die Angelegenheiten des deutschen Hofes zu erörtern, besandte sich in seiner Begleitung noch geistliche Gesandte. Die hervorragende Stellung, welche dann beson-

ders seit Beginn des vierzehnten Jahrhunderts die Lübecker auf dem Contere in Rostock einnahmen, machte es ihnen möglich, den Einfluß einer jeden andern Stadt dort allmählig zu beschränken. Endlich durfte Lübeck es wagen, gegen Herkommen und Befehl alle übrigen Bundesstädte, die bei der vorigen Niederlassung theilhaftig waren, von der Wahl des Reichsmannes des Hofes auszuschließen. Nur Wißkes Ansprache auf die Reichsstadt sanken vor Wibkes Eigenthümlichkeit die gefährliche Veranschlagung; in dem Statute vom Jahre 1346 heißt es ausdrücklich: „Des Hofes Ostermann sol man lassen te enet Id van Lubek, te anderen Id van Gorlante.“

Es war die Stellung Wißkes, so lagen die äußeren und inneren Verhältnisse der Hanse, als Waldemar IV im Juli des Jahres 1361 Gotland eroberte, Wißkes Handel verfiel und sich zum Herrn der Insel machte.

Auf die erste Kunde von diesen Vorfällen belegten die Offizialen alles dänische Gut mit Beschlagnahme, sandten ihre Rathsherren zu einer gemeinsamen Besprechung nach Godeswold und vereinigten sich bereits am Tage Petri Altensider am 1. August dahin, daß bis auf Weiteres aller Verkehr mit Dänemark bei Todesstrafe und Verlust der Güter aufgehoben werden sollte. Dann traten sie mit Schweden und Norwegen in Unterhandlung, um für den Fall eines Krieges sich deren Hilfe zu sichern. Schon Anfang September waren die Verhandlungen mit dem Könige Magnus und Grafen von Schweden und Norwegen so weit gediehen, daß beide Fürsten selbst nach Godeswold hinfuhren und am Dien

jenes Monats wurde hier zwischen ihnen, den nordischen Städten, Hamburg, Aulsen, Emden, Kolberg, Bremen und Kiel der Kriegszusatz gegen Walthar abgeschlossen. Die Könige verpflichteten sich danach, ein Heer von zweitausend wehrbewaffneten Männern mit Ruchien nebst Schiffen und allem nöthigen Zubehör auszurüsten, wogegen die Städte gelobten, eine Flotte von 27 Roggen und 26 Enissen mit 2740 Mann Besatzung und den erforderlichen Wurfmaschinen und Mauerbrechern zu stellen.

Roggen nannte man die größten Schiffe von rundem Bau, mit breitem Vord., hohem Vorder- und Hinterdeck. Man begriff darunter sowohl Kaufahrts- als auch Kriegsschiffe. Sie saßen gegen hundert Mann, hatten jenseit nur einen Mast. Daß sich die Kriegslaggen von den Handelslaggen irgend wie in ihrer Bauart oder inneren Einrichtung unterscheiden hätten, ist nicht anzunehmen. Wahrscheinlich bleibt es immer, daß die Hanse zu jener Zeit noch keine eigentliche Kriegsmarine besaßen. Der Gebrauch des Schießpulvers und der Kanonen, der sogenannten großen Büchsen, der zuerst im Jahre 1384 auf den Schiffen der Engländer vorkam, machte wohl einige Veränderungen in der Bauart der Kriegsfahrzeuge nöthig. Im Allgemeinen aber brachte schon die Unsicherheit der Meere durch die Piraten es mit sich, daß jeder Kaufmann, der weitere Reisen unternahm, seine Fahrzeuge zum kleinen Angriff- und Vertheidigungskampfe einrichtete. Ward daher eine Fregatte in den holländischen Städten angelegt, so brauchten die Kaufahrtschiffe nur mit den nöthigen Soldaten besetzt und etwa mit

Burfnaschinen versehen zu werden, um zum Kriegsdienste tauglich zu sein. Dasselbe gilt von den kleineren Booten, den sogenannten Schuten und Zailben, die ohne Widerstand zum Kriege wie zum Handel verwendet werden konnten. Bei Seeplündern mögen diese letzteren vornehmlich zum Transport von Lebensmitteln benutzt sein.

Das Verhältniß, nach welchem sich die Küstungen zu dem Kriege gegen Dänemark im Jahre 1361 auf die einzelnen dabei mitwirkenden Hansestädte vertheilten, giebt einen Maßstab für die damalige Größe ihrer Macht und Bedeutung. Lübeck für sich allein stellte sechs Reggen und sechs Schiffe mit 600 Mann, einem Kreuzer und einer Burfnaschine. Ein Geschwader von denselben Besatzungen sollten Wismar und Rostock zusammen aufsteigen; ein Gleiches Eutin und in Gemeinschaft mit Greifswald; ein viertes Geschwader endlich von derselben Größe versprochen die vereinten Städte Stralsund, Kolberg und Arkona auszurüsten. Hamburg machte sich ansehnlich, zwei Reggen mit 200 Mann Besatzung zu stellen; Bremen eine Regge mit hundert Mann und zwei Schuten; Kiel ein Schiff von vierzig Tassen mit zehn Regenschützen und dreißig andern Bewaffneten.

Zur Befriedigung der Kriegskosten beschloßen die Städte von allen auszuführenden hanseischen Gütern einen sogenannten Pfundzoll zu erheben, welcher bei der Ausfahrt der Schiffe belegt werden und bis Michaelis 1362 dauern sollte.

Nachdem man sich über diese verschiedenen Punkte in Greifswald verständigt hatte, schickten die Städte einen Ge-

reife ab, um dem Könige die Fehde anzukündigen. Noch vor Anfang des Winters gedachten die Hanse den Kampf zu beginnen. Inreß die Eislage, mit welcher die hantianaischen Bundesgenossen die Küstungen betreten, machte es den Städtern unmöglich, vor dem Frühlinge des nächsten Jahres mit ihrer Flotte im See zu gehen.

Endlich im Mai 1362 erschienen die hantianaischen Schiffe im Sund. Der libodter Geschwader befehligte der libische Burgemeister Johannes Wittenberg; zum Anführer der ganzen Flotte hatte man den helsinkischen Grafen Heinrich gewählt, einen erfahrenen Kriegsmann, dessen Tapferkeit saß in allen europäischen Herzen bereits bekannt war und dessen Schlachtmuth ihn den Beinamen des Eisernen verschafft hatte.

Mit einem Angriffe auf Seeland ward der Krieg eröffnet, den anfänglich die glänzendsten Erfolge begleiteten. Die dänische Flotte wurde in die Flucht gejagt, Schloß und Stadt Kopenhagen geplündert, die Thurmgeschosse von dort mit vieler Beute nach Libod abgeführt.

Dann wandten sich die Sieger gegen Schonen, wo sie endlich die versprochenen goldtaufend Schreden und Reewegen vorzufinden hofften, um gemeinschaftlich mit diesen Helsingborg und die übrigen festen dänischen Schloßer zu nehmen und zu besetzen. Hier aber wartete der Hanse großes Mißgeschick. Die Bundeshülfe, auf welche sie so sicher gerechnet hatten, blieb auch jetzt noch aus; ob Geldmangel, ob absichtliches Zögern dem Nichterscheinen der beiden Könige zu Grunde lag, ist unentschieden. Genug die Han-

seinen meisten den Angriff auf Helsingborg allein unternehmen. Zu diesem Ende hatte der Burgenscheßer Wittenberg umgesichtigter Weise den größten Theil seiner Flottenmannschaft aus Land genommen. Vor den Dänen hielt er sich von der Meerseite her für völlig sicher, weil man fast ihre ganze Seemacht zerstreut glaubte. Die Belagerung Helsingborgs wurde nun aus dem nachtheilichsten betrieben. Tag und Nacht arbeiteten die sechzehn großen Warfmaschinen der Hanseaten. Alles sah bereits dem Augenblick entgegen, wo die Dänische Feste fallen würde.

Da erscheint plötzlich Waldemar mit seiner Flotte an der schwedischen Küste. Ohne Zögern greift er die hanseischen Schiffe an, die dort vor Anker lagen, überrennt die schwache Besatzung derselben und führt sechs die groß Hauptbojen, die mit Proviant und Waffen reich beladen waren, als gute Beute heim.

Die Folge dieses wohlgeklungenen Ueberralls war, daß Wittenberg die Belagerung der schwedischen Feste aufgeben und an den Rückzug denken mußte. Ohne von den Dänen weiter belästigt zu werden, führte er die Trümmer der holländischen Flotte nach Lübeck. Hier hatte aber schon die Nachricht von der Schmach und den Verlusten im Sund die höchste Erbitterung hervorgerufen. Konnte man sich auch nicht verhehlen, daß die Hauptschuld jenes Unglücks den nothwendigen Menschen der Könige von Schweden und Norwegen beizumessen sei, so glaubte doch der strenge Freistaat es sich und seinen Bundesstädten schuldig zu sein, gegen den fahrlässigen Flottenführer die schwerste Strafe zu ver-

hängen. Kaum war daher Wittenberg in Lübeck angelangt, als er sofort verhaftet und in den Thurm abgeführt wurde. Hier schmachtete er fast zwölf Monate in trauriger Gefangenschaft. Unsenß erhoben sich auf den Tagesfahrten der Reichstage, die bald darauf in Straßburg, Regensburg, Lübeck und Wien abgehalten wurden, einzelne Stimmen zu Gunsten des Verhafteten. Vergeblich bemühten sich seine Freunde, beim Kaiser seine Freiheit zu erwirken. Der Kaiser wollte in dieser Sache von keiner Weisung wissen. Schon war Wittenberg seiner Würde als Bürgermeister für verlustig erklärt. Nach Jahres Frist wurde das blutige Urtheil an ihm vollzogen: auf öffentlichen Plätzen zu Lübeck fiel sein Haupt unter dem Halm des Heubels.

Inzwischen hatten die Verhältnisse der Städte zu Dänemark eine auffcheinend feindliche Wendung genommen. Beizeid im November 1362 war mit Waldemar ein Waffenstillstand abgeschlossen worden, der den anfänglichen Bestimmungen gemäß vom Martini-Abend jenes Jahres bis zum Heise der heiligen drei Könige 1364 dauern sollte, später jedoch bis auf Lichtmess 1368 verlängert wurde. Die Wiederherstellung des freien Seeverkehrs war eine Hauptbedingung der Verträge. Ungehindert konnte der Handel nach Schweden wieder seinen Fortgang nehmen. Von einer Entschädigung für die Verluste auf Gotland war ausdrücklich noch nicht die Rede.

Diesen Waffenstillstand allmählig zu einem festen Frieden umzuwandeln und so den ganzen Norden wieder Ruhe zu verschaffen, wäre damals für Waldemar ein höchstes gewesen.

Dem für den Augenblick zeigte sich in den deutschen Ländergeländen fast nirgends große Noth zu einem neuen Angriffe. Die Erörnungen, welche der Handel durch das Kriegsjahr 1362 erlitten hatte, mochte die gesammte holländische Kaufmannschaft schwer empfinden. Als die einzelnen Städte ihre Rechnungen über die Kriegskosten aufmachten, stellten sich die ungünstigen Ergebnisse recht deutlich heraus. Lübeck allein hatte für die Auslösung seiner Gefangenen an Dänemark 40,000 Mark, für Rüstungen außerdem 38,000 Mark bezahlt, im Ganzen etwa 432,000 Mark nach heutigem Gelde, die nun so ganz unseufz vertheilert waren. Nicht geringere Ausgaben lasteten auf den übrigen Städten. Dazu kamen Kosten anderer Art in Menge, von denen die Ländergesenden nach Beendigung des Krieges befreit wurden und die das Uebelschicksal der Stimmung nur mehr zu nützen. Der Winter des Jahres 1363 war so anhaltend streng, daß, nach Dalmars Erzählung, „viel Vieles und viel Vieh verfiel.“ Preußen litt durch heftige Hagelschläge. Im Herbst 1366 herrschte in allen Theilen große Theuerung; der Scheffel Roggen kostete in Lübeck fünf bis sechs Schillinge, ungefähr vier Mark nach jetzigem Gelde. Jahres darauf zeigte sich dort wieder die Peß in furchtbarer Weise. Unter solchen Umständen hätte Waldemar gewiß den Frieden mit der Hanse um einen leichten Preis erkaufen können.

Aber dem unruhigen Sinne des Königs lag jeder Gedanke an einen friedlichen Vergleich mit den Städten fern. In mächtig lebte noch in Waldemar die alte Erbfeindschaft des Dänen gegen alles Deutsche und wie einst sein großer Vor-

fuhr, der Sieger Waldemar, die ganze Kraft des Dänenreiches aufzubieten hatte, um der verhassten deutschen Herrschaft in den Ostseeländern entgegenzutreten, so wollte jetzt der vierte Waldemar mit raschen Schlägen den Bund der übermüthigen Hanse in seinem Innersten erschüttern, um ihn wo möglich so zu sprengen. Durch die Verwüstung Wälsby war bereits ein mächtiges Glied des Seebundes tief gebeugt. Der nächste Angriff sollte nach einer anderen Seite, gegen Schonen gehen. Dort gedachte Waldemar den Handel der Hanse einen tödtlichen Stoß zu versetzen.

VIII.

Wer heute an den Schilling, den alten Schenckschen-
hause zu Lübeck, das einfache goldene Wappenstein mit sei-
nen drei Haringen betrachtet, der möge sich dabei erinnern,
daß von dort aus einst die Geschichte einer Niederlassung
geheimt ruhen, welche Jahrhunderte lang einen Namen von
großer, weltgeschichtlicher Bedeutung trug.

Land Schonen bildet den südlichsten Theil des jetzigen
Schweden, gehörte aber bis zum Jahre 1658 fast unau-
gehebt zum Dänemärke und fiel erst dann durch den Reichs-
friede Frieden von Kopenhagen blühend zu.

Um zu jener Zeit, da der deutsche Hof St. Peter zu
Moskora bestand, warteten sich die Offiziere auch nach
Schonen, um auf den dortigen Märkten zu Halbfabrikaten und
Ebenholz ihren eigenen Absatz zu verschaffen. Schon um
das Jahr 1203 erlangten hier die Lübecker die ausgedehnte-
sten Zoll- und Handelsprivilegien, und Besondere das Recht,
einen eigenen Vogt dorthin zu halten, der über alle Streitig-
keiten und Vergehen seiner Landesleute zu richten hatte, außer
wo es Leib und Leben galt. Auf Veranlassung der vor-

verglichen Densinkamerndische gehalten: der Dänenkönig Waldemar II. sogar, daß für die fremden Schiffer zu Helsingørde ein Leuchthaus errichtet und das zum Unterhalte desselben nöthige Holz aus dem benachbarten königlichen Forsten geholt werde. Bald fanden sich hier auch aus andern Ost- und Nordseehäfen zahlreiche Kaufleute ein, um gleich den Lübeckern an den Küsten der schmalen schwedischen Landzunge ihre Vuden aufzuschlagen und von dort aus ihr Geschäft ins Innere des Landes zu betreiben.

Die Handelsgegenstände, welche diese Fremden nach Schweden brachten, waren zum größten Theile dieselben, mit welchen sie ihre Contore in Norgerod und Bergen versetzten. Was indessen den Lande Schweden in den Augen der Hansen keine eigentliche Wichtigkeit verlieh, war die Vorzüglichkeit des Häring, der sich an den westigen Küsten alljährlich in zahlreicher Menge anzusinken pflegte.

Noch im größten Jahrhunderte scheint dieser Fisch seinen Zug hauptsächlich nach den pommerischen und rügenischen Küsten genommen zu haben, daher noch Helmsö erzählt, daß die christlichen Kaufleute sich jedes Jahr um die Zeit der Novemberstürme bei Rügen ansamleten und bereitwillig dem dorthin Tempel des Slawengottes Swantowit ihre Abgaben entrichteten, um ungehindert dann den eintreffenden Häringefang betreiben zu können. Aber schon Helmsö's Nachfolger, der lübcker Abt Arnold, spricht ausschließlich von der schwedischen Biskerei, „zu der sich die Handelsleute aller umwohnenden Nationen drängen, um gegen Silber, Gold und andere Kostbarkeiten den Häring einzutauschen,

welchen doch die Dänen durch die Güte Gottes umsonst haben.“

Die reichthümlichen Fänge und Wanderungen des Haringss haben Jahrhunderte hindurch den ganzen Gang des nordischen Handels bestimmt.

Denn dieser Fisch, welchen die Natur mit segensreicher Hand zunächst den dürstigen Betrachter des Kochens zum Ansehali bestimmt, hatte früh schon jenseits der Grenzen seiner arktischen Heimat in allen europäischen Ländern bei Reich und Arm als vielbegehrte Gastgeschenke Eingang gefunden und hatte dadurch bald für die gesamte Handelswelt des Nordens eine Wichtigkeit erlangt, der erst das sechszehnte Jahrhundert einigen Abbruch that, als die Reform der Kirche dem strengen Fastenbrauch im Abendlande engere Schranken zog. Während des ganzen Mittelalters bildete der Fang und der Verkauf des Haringss für die dabei theilhabenden Nationen eine Quelle des reichsten Gewinns. Von dem Erscheinen des Haringss, der bald die eine, bald die andere Küste zum Sammelplatze wählte, hingen Wohlstand und Blüthe vieler Länderstrecken ab. Die Haringssfischerei ward ein Gewerkszweig, der über das Schicksal ganzer Staaten entschieden hat. Ihn verdankte die Hanse einen großen Theil ihres Reichthums und ihrer Macht; in den Haringssfang erkannte später, als sich der Fisch seit dem Jahr 1425 mehr in die Nordsee verzog, der holländische Freisiam die Grundlage seines Wohlstandes und seines Ansehens.

Als die für den Haringssfang günstigste Jahreszeit schied man noch im sechsten Jahrhunderte den Spätsommer und die

Gezinsmonate betrachten zu haben. Schnellst läßt die Kaufleute erst im November nach Rügen ziehen, bei Arnolds von Ribbed gehen die Haringfischer im August nach Schonen. Indessen mag man bald auch die übrigen Sommermonate und das Frühjahr zum Haringsfange benutzt haben, da dann bereits der Hering zu laichen beginnt und seine großen Wanderungen antreten pflegt.

Beim Nahen der Laichzeit verläßt nämlich der Fisch die Tiefen des Meeres und erscheint in zahllosen, gedrängten Jüngen in den oberen Wasserschichten. Dem größeren Scharen gehen gleich Rudelscharen meistens kleine Abtheilungen von männlichen Haringen voraus. Vertrauensvoll werden sich dann diese Schwärme den Küsten der Inseln, Meeresküsten und Flußmündungen zu, um hier auf den sandigen oder felsigen Ufergebinden ihr Laich abzuliegen. Aber statt der gesuchten Aufnahme, die sie dort zu finden gehofft, harren ihrer bereits überall die gräßlichen Fische, die von weither herbeigezogen sind, um dem Meere seinen jährlichen Tribut an Haringen abzufordern.

Nach der Verpöthung ersehnter Fische sind in den meisten nördlichen Gewässern die Stunden beim Aufgange und Untergange des Mondes die geeignetsten zum Fange der Haringe. Eine hellle Mondnacht lockt den Fisch bei ruhigem Wasserstande oft zu vielen Tausenden bis dicht unter den schimmernden Meerespiegel, auf dem dann sein leises Plätschern und das Schillern seiner Schuppen einen weißen strahlenden, außerordentlichen Glanz verbreitet. Die Fischer nennen das den Haringebild. Wenn dann der Mond zu schwin-

den beginnt, werfen diese die großen Netze aus, die meistens schwarz gefärbt sind, um den Fisch nicht zu verschrecken. Zugleich werden auf den verschiedenen Fährzügen Laternen oder Fackeln angezündet, deren Schein auf den Hering eine eigenthümliche Anziehungskraft ausübt. So wie dieser die Lichter bemerkt, sucht er sich ihnen zu nähern. Harnisch läßt er dann in die ringförmig aufgestellten Netze und nach kurzer Frist kehren die Röhre reichbeladen zu ihrem Schiffe oder Landungsplätze zurück.

Im Allgemeinen verkennt der Hering nur ungern das Ziel seiner Wanderungen. Die Insel oder Meereshoch, nach welcher er einmal seinen Zug geleitet, darf sicher auf sein Wiederkommen rechnen. Aber der Fisch ist höchst empfindlich gegen Sturm und Kälte, von Wind und Wetter abhängig wie wenig andere. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Heringes erklärt sich vielleicht sein plötzliches Verschwinden aus Gegenden, die ihn vor dem Jahrhunderte lang als Sammelplatz gekent.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts trafen über die pommerischen und preussischen Küsten, denen bis dahin die See alljährlich den Hering in reichem Maße zugeführt hatte, verheerende Sturmfluthen ein. Die meisten norddeutschen Oekumenen oder von den Beckenbergen, welche damals das südbaltische Uferland in Folge der heftigen Meeresschwüngen erlitten hatte. Um das Jahr 1313 oder 1315 jagte sich dann zum allgemeinen Schrecken der Nordbewohner Preussens ein Comet, dessen Einflüsse die oberegläubige Welt die anhaltende Kälte und Kälte jener Jahre zuschrieb.

Im Winter 1322 erreichte der Frost endlich einen so hohen Grad, daß die Lüste sehr püftr; man soll damals von Håbø ohne Gefahr über das Eis bis nach Dänemark und Preußen gegangen sein.

Ob mit diesen Erscheinungen das Weggehen der Håringe von den preussischen Küsten im Zusammenhange steht? Der gleichzeitige Chronist Peter von Duisburg erzählt aus bestimmter, daß der Håring im Jahre 1313 an jenen Küsten ausgeblieben sei. Damit ist freilich nicht gesagt, daß der Fisch nicht später wiedergekommen. Seinem Hauptzwecke führte er indeß während der nächsten hundert Jahre des schwedischen Küsten zu und verließ dadurch den dortigen Vorküster der Hansen eine immer größere Ausdehnung.

Bereits um das Jahr 1329 hören wir von einer neuen deutschen Handelsgesellschaft, die sich zu Ellenbogen, dem heutigen Kalund, gebildet hat. Es ist dies neben Slande und Hålsörbode der dritte schwedische Marktplatz, den hauptsächlich die Hanseaten mit ihren Waaren versorgen und wo sie eigen Hand und Fuß besaßen, um während der Sommermonate in den Städten selbst ihren Groß- und Kleinhandel zu leiten.

Für den Betrieb des Håringgegeschäfts waren ihnen aber außerhalb der genannten Städte hart am Meeresstrande besondere Plätze angewiesen, die genau abgegrenzt waren und die man geschätzte Witten nannte. Wite bedeutet so viel wie Uferland. Ohne jede der hånischen Städte, die sich an der Håringfischerei betheiligte, daß an der schwedischen Küste ein solches Wittengebiet, in dem sie ihre eigene Gerichtsbarkeit

führen und wo sie jedem Fremden den Zutritt verwehren durften. Dort befanden sich die großen Fischerlager nebst den Duden, in denen die Strandböge, die Kasseher der Binn, so wie die Böttcher, die Heringsfalzer, die Bader und die übrigen Handwerker und Arbeiter wohnten. Dort wurden die Heringsteine verfertigt, dort die Fische gesalzen und verpackt. Von jeder Dute mußte ein Gehalt bezahlt werden; ebenso wurden bestimmte Abgaben entrichtet für jede Heringsschute, jeden Wagen, so wie für die Prahme und Schirmschiffe, die zu den verschiedenen Binnlagern gehörten, und denen man sich beim Besuche der dort anlegenden Rauffahrtschiffe bediente. Fiden Stadthaltern unter den Binnbewohnern vor, so hatte jede Stadt ihren eigenen Bogen, den sie zum Schiedsrichter aufrief; zunächst warnte man sich dabei an den Lübecker Bogen, weil fast überall nach Lübschem Rechte gericke wurde. Nur bei schweren Verurtheilungen und bei Sachen, die „Hals und Hand“ angingen, durften die binnischen Böge einschreiten.

Alle diese Einkünfte und Rechte beruhten auf allen Verträgen, welche die verschiedenen Städte im Laufe des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts mit den Königen von Dänemark eingegangen waren. Auch Waldemar IV. hatte es nicht unterlassen, den Hanseaten ihre langjährigen Rechte zu bestätigen, hatte selbst im Jahre 1265 während des Waffensstillstandes den Städten zu ihren Privilegien noch neue hinzugefügt.

Um so größer mußte die Enttäuschung der Hanse sein, als es im Jahre 1367 auf der städtischen Tagesfahrt in Strals-

sind zur Sprache kam, daß eben derselbe Waldemar trotz der anerkannten Waffenruhe plötzlich von den Ritten der Deutschen auf Schonen völlig unberechnete neue Abgaben eingefordert habe, daß hanseische Kauffahrer im Sund und Belte vom Dänenkönige ihrer Schiffsgüter beraubt und daß sogar die städtischen Gesandten, die deshalb von ihm Rechenschaft verlangt hätten, mit schändlichen Worten abgewiesen seien.

Solche Beleidigungen durfte die Hanse nicht ungeahndet lassen; sie fühlte sich an ihrer ehrenrührigsten Stelle verletzt. Hatte an der ersten Fehde gegen Waldemar hauptsächlich nur die baltischen Seestädte Theil genommen, so hielten sich jetzt alle Bundesmitglieder verpflichtet, ihre volle Kraft gegen Dänemark aufzubieten.

Noch im November des Jahres 1367 traten die Abgeordneten von zwölf Städten der Ostsee und Nordsee in Geln zu einer vorläufigen Berathung zusammen. Dort entschied man sich einstimmig für einen neuen Angelegheitskrieg, der schon zu Ostern nächsten Jahres eröffnet werden sollte. Zugleich wurden für das gesamte Gebiet der Hanse die vorzuziehenden Kräfte angedeutet. Die westlichen, holländischen und die dazu gehörigen Städte sollten darnach zehn Reggen, zehn Schuten und zehn Snikken stellen, jede Regge mit hundert Mann besetzt. Den sechs preussischen Städten, Kulm, Thorn, Danzig, Elbing, Braunsberg und Königsberg wurde aufgegeben, fünf Reggen zu rüsten. Cambray sollte eine Regge und zwei Rhänschiffe mit hundert und fünfzig Mann Besatzung stellen; Dordrecht, Amsterdan, Eindhoven, Gocherode und die Städte an der Eidersee zusammen

eine Flotte mit hundert Mann Bewaffneten; die von Seeland zwei Flotten mit zweihundert Mann. Auf jeder Flotte, so wurde verlangt, mußten prächtig gute Schiffe mit vollen Waffen und starken Ankerkräften sein. Zugleich wurde reichlich ein Pfundgeld für die ausgehenden Waaren und Schiffe bestimmt, um damit die Kriegskosten decken zu können.

Dies waren die einstweiligen Anordnungen, welche auf der kölner Tagesfahrt getroffen wurden. Die Beratungen der zwölf dort versammelten Städte hatten acht Tage gedauert, vom 11. bis zum 19. November. Ob weitere Schritte eingebracht werden konnten, mußten jene Bestimmungen erst dem übrigen Hansestädten mitgetheilt und deren Einwilligung eingeholt werden.

Am 8. December trat dann eine neue Tagesfahrt in Lübeck zusammen, die dritte am 1. Januar 1368 in Rostock. Hier und auf den nächsten Bundestagen wurde, was noch übrig war, verhandelt. Um kein Mittel zur Festhaltung des Friedens untersucht zu lassen, hatte man dem Dänenkönige einen Vergleich angeboten, wonach Waldemar bis zum 2. Februar den Städten einen Schadenersatz von 200,000 Mark reinen Silbers leisten sollte. Als sich die Seestädte aber an diesen Tage zu einer vierten Versammlung in Lübeck einfanden, hatte Waldemar so eben seine ablehnende Antwort eingeschickt.

Der Krieg war unvermeidlich. In der ganzen Küstenlinie von Rostock bis zur Scheldemündung ward mit eifrigster Thätigkeit eine nachdrückliche Bundestimmung gemäß mußten auch noch außer den Schiffen eine Anzahl

Büchsenmaschinen in Bereitschaft gesetzt und auf je hundert Mann Bedienung zwanzig Pferde gestellt werden, um eine Landung an den feindlichen Küsten mit Nachdruck und Erfolg betreiben zu können. Schon waren auch mit den sächsischen und Unterhandlungen angeknüpft; ebenso mit den holländischen und mecklenburgischen Herren.

Au eine Verbindung mit Norwegen war dieses Mal sehr wohl nicht wieder zu denken, da König Haakon in Folge seiner Heirath mit der dänischen Prinzessin Margarethe, der Tochter Waldemars, bereits völlig für die Sache Dänemarks gewonnen war, und seinen Schwiegervater bei der Eröffnung der neuen Feindschaften gegen die Hanse unterstützt hatte.

Desto hilfsreichere Hand schien aber jetzt Schweden den Stülben leisten zu wollen, nachdem hier im Jahre 1364 der weitberühmte König Magnus durch den Reichsrath selbst des Thrones entsetzt, und die Krone auf seinen Knecht, einen norddeutschen Fürsten, Albert von Mecklenburg, übertragen worden war.

Auf einer letzten Tagessatz, welche die Erbprinzen vor Beginn des Krieges am 16. März in Roskilde abhielten, wurden die Flottenführer ernannt. Unter den libeckischen Delegationsmitgliedern glänzte vor Allen Bruno von Warandorf, der Sohn des Burggrafen von Wismar, so wie die beiden Rathsmänner Gerhard von Altona und Johannes Schepenske. Ebenso ernannten die übrigen nordischen Städte reichend ihre angesehensten Rathsherren zu Anführern. Bald darauf ging die Kriegserklärung, der sich jeden und jedenz Solche angeschlossen hatten, an Waldemar ab. Allen

Bundsgliedern noch nochmals aufs strengste eingeschärft, sich zum ersten Ostertage, dem 9. April, mit Schiffen, Mannschaften und Waffen fertig zu halten, um dann sofort in See gehen zu können. Zum Vertheilungspunkte der künftigen Kriegsgeschwader wurde der Sund bestimmt.

Eine Angelegenheit untergeordneten Ranges war freilich noch nicht beseitigt. Hamburg, welches durch Angriff der Dänen von der Elbe her fürchtete, fürchtete sich, an der bevorstehenden Hehre Theil zu nehmen. Ein Mittel, die Stadt zur Theilnahme zu zwingen, lag außerhalb der Macht der Hanse. Der Bund konnte sich nur auf die Drohung beschränken, Hamburg nöthigenfalls anzugreifen. Hierüber ward noch verhandelt. Ende März war die Sache noch nicht beseitigt. Indessen konnte dies, wie die Dinge einmal lagen, nicht mehr von Einfluß sein.

Am 16. April, am Tage Quasimodo, sollten alle Hauptleute und ihre Schiffe bei Seeland vereint sein, um sogleich die Feindseligkeiten zu eröffnen. Wie bei der ersten Hehre, gedachten die Städte mit einem Gesamtangriffe auf Seeland zu beginnen.

Die Ostertage rückt heran. Mit gespannter Erwartung sah der ganze Norden Deutschlands den Augenblicke entgegen, wo der Entscheidungsgedanke anheben würde. Da erhielten die Seestädte die Kunde, daß Waldemar sich am frühen Donnerstage in aller Eile auf und davon gemacht habe. Die Stummheit und Unschlüssigkeit der Städte hatten den König tödlich gemacht. Auf einem mit reichem Schätze beladenen Schiffe war er an die pommerische Küste gefahren

und von dort vorläufig nach Brandenburg gegangen, um so dem nahenden Ungewitter auszuweichen. Bei seiner Abreise hatte er dem Marschall Henning Pechoff zum Reichsverwalter ernannt, und hatte für den Fall, daß mit den Schweden zu unterhandeln sei, ihn und den Reichsrath bevollmächtigt, den Frieden anzuleiten.

In den Beschlüssen der Hansa konnten diese Ordnungen begreiflicher Weise keine Aenderung hervorrufen. Noch im April nahm der Krieg seinen Anfang. Die Flotten von der Silbersee, von Gotland und von Holland, welche sich bei Wustband an der südlichen Küste Norwegens versammelt hatten, begannen von dort aus in furchtbarer Weise alle umliegenden Städte und Dörfer zu verheeren, um verstreut König Håkon zu beschäftigen und ihm die Mittel zu vergeten, die er in Gemeinschaft mit Waldemar den deutschen Rauffahrern angethan hatte. Dann brachen die Dänen aus mit ihren Bundesgenossen gegen die dänischen Lande los. Wither nach Kopenhagen geplündert und sein Schloß erobert. Fast nirgend stieß man auf nachhaltigen Widerstand. In rascher Folge fielen die Inseln Amager und Hven, Nyköbing auf Falster nebst den blühenden Handelsplätzen an Eunde, Helsingør, Slanör, Ellerbogen und Helsingør in die Hände der Sieger. König Albert von Schweden beschloß sich Håkon und Lund; von Süden her drangen die Helsenier und der jütlische Adel bis Wiborg und Aalborg vor. In alle festen Plätze wurden starke Besatzungen gelegt.

Mit Beginn des Winters trat dann Wonnemuth ein. Aber schon im nächsten Frühjahr 1369 schickten sich die

Hanseaten zu neuen Verheerungen und Plünderungen der dänischen Inseln an. Bei Helsingborg, das Jahrtausend vergeblich von ihnen belagert worden war, wurden frische Streiträthe zusammengezogen, um endlich auch diesen letzten Platz am Sund zu erobern. Daneben nahm an der schwedischen Küste der Heringsfang und der Handel der deutschen Kaufleute wieder ungehindert seinen Anfang. Wo feindliche Schiffe sich zeigten, wurden sie aufgebracht. Die Beutezüge in den dänischen Gebieten waren so einträglich, daß sich die hanseische Tagesehrei im Herbst 1369 fast ohne Bedenken dafür entschied, in gleicher Weise den Krieg auch im folgenden Jahre fortzusetzen, bis es endlich den Dänen gefallen würde, um Frieden zu bitten.

Während so die holländischen Blotten zwei Sommer hindurch alle Gewässer und Küsten des Dänereiches in Furcht und Schrecken setzten, tagten bald an ihre Rathsheten bald zu Bielefeld, bald zu Rostock, bald in einer der andern Seestädte, um dem Schauplatze des Krieges möglichst nahe zu sein, mit leichter Mühe das ganze Unternehmen überwachen und die dringendsten Bundesgeschäfte sofort erledigen zu können. Fast allmonatlich versammelten sich die Abgeordneten der Städte zu den Tagesehreien. Dortselbst gelangte zuerst jede neue Siegesbotschaft; dortselbst stellten die Hottenanführer über den Gang des Krieges, über die Thaten der Mannschaften Berichte ab, um ihrer weiteren Verhaltungsbefehle entgegenzunehmen. Dort fanden die Abrechnungen statt über die Kriegskosten und über das eingezahlene Pfundgeld; dort endlich wurden von den versammelten Städtetheilen die Maß-

regeln berathen, die in Betreff der streitenden Plätze und Gebiete einzuschlagen seien.

Als die Nachricht von der Eroberung Kopenhagens in Lübeck eingetroffen war, faßte die Tagsatzung am 24. Juni 1368 den Beschluß, den Kopenhagener Hafen durch Versenkung einer Anzahl großer Schiffe für alle Zeit zu verbarren. Die preussischen Städte erhielten den Auftrag, von dem in ihrem Hafen erlegten Pfundgelde die zu jenem Zwecke erforderlichen Fahrzeuge anzuschaffen. Ob dieser Maßregel ließ jedoch die Behinderung der Hanseaten es nicht bewenden. Jahres darauf beschloßen die Bundesgenossen auf dem Tage zu Lübeck, auch das Schloß von Kopenhagen einzunehmen. Die wendischen Städte sollten deshalb etwa fünfzig Stüch mehr nach Kopenhagen schicken, um die dortigen Befestigungswerke abtragen zu lassen. Ehe man zur Ausführung dieses Vorhabens schritt, wollte man nur die Übergabe Helsingborgs abwarten, das sich noch immer tapfer hielt. Schon im Juli 1369 hatten die Städte schon darauf gerechnet, daß binnen Kurzem Helsingborg fallen würde. Jetzt stand man im Spätherbste, und noch immer waren alle Versuche der Belagerer, sich zu Herren des Platzes zu machen, ohne Erfolg geblieben.

Es mußten die Städte sich abermals auf das nächste Jahr verweisen, wo der Krieg mit neuer Macht beginnen sollte. Unvermuthet Weise trafen gegen Ende November der dänische Reichsmarschall Henning von Podewils und die königlichen Räthselte in Stralsund ein, um trotz der ihnen von Waldemar gegebenen Vollmacht mit der Hanse einen Frieden zu unterhandeln.

Dänemark war erschöpft, das Volk des Krieges müde. Die dänischen Städte, jene „sieben und sechzig Häfen“, die Waldemar vor dem Ausbruche der Feinde höhnisch mit „sieben und sechzig Gängen“ verglichen hatte, von denen Niemand nichts zu befürchten stand, dieselben Städte bildeten jetzt den Frieden. Bereits am St. Andreastage, am 30. November, waren die einzelnen Bedingungen festgesetzt. Sechs Monate später, war der Vertrag zu Stralsund von Pöbck, der hohen dänischen Geistlichkeit, den weltlichen Reichsräthen des Königs und im Namen der Hanse von sieben und dreißig Städten unterzeichnet.

Der Gewinn, den die Hanseaten aus diesem Frieden zogen, gewährte ihnen reichen Ersatz für die Verluste, die ihr Handel durch Waldemars Uebermuth und durch den Krieg erlitten hatte. Auf fünfzehn Jahre wurden ihnen aus den schenischen Schlössern Helsingborg, Malund, Elanäs und Hallsbode, so wie aus den dazu gehörigen Landbesitzungen zwei Drittel aller Einnahmen und Gefälle zugesichert. Erst nach Verlauf der bestimmten Frist sollten diese Gebiete wieder dem Dänenkönige überantwortet werden. Für den Fall, daß jene Zusage in irgend welcher Art gekrochen würde, sollte der dänische Hauptmann Knud Rolffe „sich so lange zu den Städten halten, bis es wieder gut gemacht wäre.“

Das Schlußwort jenes stralsunder Friedens, der die Hanse auf fünfzehn Jahre zur Herrin des Ostes erhob und ihr für die Zukunft bei jeder Königswahl in Dänemark eine entscheidende Stimme einräumte, lautet aber folgendermaßen:

„Unser Herr König Waldemar soll den Eiddien die eben gedachten Friedensartikel mit seinem großen Insegel besiegeln, falls er bei seinem Reiche bleiben und dasselbe nicht einem andern Herren überlassen will. Wäre es jedoch, daß unser Herr König Waldemar sein Land Dänemark bei seinem Leben einem Andern gestatten wöll, dann sollen und wollen wir es nicht gestatten, es sei denn, daß die Eiddie ihre Zustimmung geben und daß er ihnen ihre Freiheiten mit seinem großen Insegel besiegelt habe. Ebenso soll man es halten, wenn der vorbenannte unser Herr König Waldemar mit Tode abginge, was Gott verhüte. Dergleichen wollen wir keinen Herrn annehmen, es sei denn mit dem Rathe der Eiddie.“

In einer besondern Urkunde ward dann noch festgesetzt, daß König Waldemar den Frieden binnen sechszehn Monaten unterzeichnen solle; geschehe das nicht innerhalb dieser Frist, so solle der dänische Reichsrath und das Reich dennoch verbunden sein, die Bedingungen zu halten, „auch wenn der König sie nicht besiegelt.“

Aber Waldemar unterzeichnet. Während aller dieser Vorgänge, die über das Schicksal Dänemarks so wichtige Entschcheidungen gebracht hatten, war der König unangehört in der Fremde umhergezogen, war bald in Brantenburg, bald in Pommern, bald in Meissen gewesen und hatte dahin den Reichsrath schallen lassen, wie es ihm beliebte. Vier Monate nach dem Abschluß des Friedens mit der Hanse fanden wir Waldemar beim Kaiser Karl IV in Prag. Erst Jahres darauf begab er sich wieder gen Norden, um

seinem Reiche näher zu sein und am 27. October 1371 erfolgte endlich, wie verlangt war, seine Bestätigung der friesischen Friedensbedingungen.

Vier Jahre später, am 24. October 1375, starb der König, nachdem er sich noch kurz zuvor vergeblich an die Päpste gewandt hatte, um diese zu bewegen, ihm seine schlesischen Schlösser herauszugeben.

Um dieselbe Zeit, da mit Waldemar IV der Rammshamner des Erzbischofs in Dänemark erlosch, unternahm Kaiser Karl eine Reise ins nördliche Deutschland, die ihn zu Ende October auch nach Lübeck führte. Fast ein Menschenalter war bereits verfloßen, daß Karl die deutsche Kaiserkrone trug. Diese ganze Zeit hindurch war das Hauptstreben seiner Regierungsthätigkeit auf die Erweiterung seiner Hausmacht gerichtet gewesen. Für die Bedeutung, die in der nationalen Kraftentwicklung des deutschen Nordens lag, war dem Kaiser von Anfang an kein Verstandniß gewesen. Erst jetzt, als auch der gleichzeitige Ausgange der dänischen Herrscher die Macht der Hanse sich vor den Augen ganz Europas auf's glänzendste bewährt hatte, schien auch bei dem Kaiser einige Theilnahme für das Werk der stolzen Nordseeschwämer seines Reiches zu erwachen. Im Jahre 1375 zog er hinab ins baltische Land.

Daß Karl damals, wie Einige meinen, den Wunsch gehegt hat, sich zum Haupt und Beschützer des norddeutschen Seehandels erneuern zu lassen, um dadurch Dänemark den Eintritt in die Hanse zu verschaffen und so den Handel seiner Gebiete zu heben, mag immerhin wahr sein. Er-

hundertfach läßt sich das nicht berechnen. Nur von dem festlichen Empfange, den die Lübeder ihrem kaiserlichen Herrn bereitet und von der Huld, mit welcher dieser die ihm erwiesenen Ehren aufgenommen, wissen gleichzeitige und spätere Ehrenkünstler Vieles zu berichten.

Die Kaiserin hatte ihren Gemahl auf seiner Reise begleitet. In dem Gefolge der Majestäten befand sich eine große Anzahl von norddeutschen Fürsten, die dem Glanz des Kaiserzuges fernsahen. Als man bei der zweiten Minute von Lübeck ausserhalb St. Gertrudenkapelle anlangte, wurde ein kurzer Halt gemacht. Hier legten der Kaiser und die Kaiserin ihren Schmuck an. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Bevor ein Rathsherr zu Pferde, der die Schlüssel der Stadt trug, zum Zeichen, daß sie dem Kaiser unterworfen sei. Ihm folgten die Fürsten mit den Reichsinsignen. Das Pferd des Kaisers lüchelte von Bürgemeister, das der Kaiserin zwei Rathsherrn. Am Thore wurden die hohen Gäste von den Bürgerfrauen Lübeds empfangen. Als sich der Zug der Deutschen näherte, klang die Geistlichkeit den Gesang an: „Ecce advenit Dominator.“ Dann ging es durch die Königstraße zu dem nachmaligen Darzenschen Hause an der Ecke der Johannisstraße, welches zur „Herberge“ des Kaisers eingerichtet war. Aus der ganzen Umgebung waren die Frauen herbeigeströmt, um den Kaiser zu sehen. Beim Dunkelwerden brannten vor allen Häusern Leuchten, „unde was se licht in der Nacht als in dem Tage.“

Als der Kaiser den gesammten Rath der Reichsstadt bei

sich versammelt hatte, um den Burgensässern und Rathsherrn für den ihnen gebotenen Empfang zu danken, hieß er sie: Herren; und als der Burgemeister Jakob Meillon diese Ehre bescheiden abzulehnen suchte, erwiderte Karl: „Ihr seid Herren! Die alten kaiserlichen Register weisen aus, daß Lübeck eine der fünf Hauptstädte des Reiches ist und daß die Rathsmänner Eurer Stadt zugleich kaiserliche Räte sind, welche überall in dem Reich des Kaisers treten dürfen, ohne daß sie deshalb Erlaubniß nachsuchen.“

Diese fünf Städte aber sind, wie Detmar hinzusetzt, Rhen, Breda, Pisa, Florenz und Lübeck.

Es waren im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts die Hanse und der deutsche Ritterorden zum Gipfel ihrer Ansehens emporgestiegen. Zur selben Zeit, da jener kaufmännische Städtebund alle nordischen Meere mit dem Ruf nach seiner Thronen erfüllte, hatte, wie wir gesehen, der baltische Ritterstaat im Nordosten des Reiches seiner Herrschaft zu Lande immer weitere Grenzen gezogen und den slavischen Nachbarn gegenüber sich eine achtunggebietende Stellung erkämpft.

Am Ausgang des Jahrhunderts erschienen sich diese beiden Mächte, in deren Händen nunmehr die Geschicke der gesammten deutschen Ostseelände ruhten, in ungebrochener Kraft und voller Glorie.

Inzwischen aber waren in der Lage der europäischen Verhältnisse besonders da, wo diese die Hanse und das Ordenshaus berührten, Veränderungen eingetreten, die bereits im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts zu ihrer vollen Geltung

zu gelangen reuften. Vithauen, der erbkönigste Brind des Ordens, hatte seit dem Jahre 1386 durch die Vereinigung mit Polen den festen Bestand einer Großmacht gewonnen. Fünf Jahre später wurde durch Margarethe von Dänemark die Kalmarer Union geschlossen, welche die drei skandinavischen Staaten zu einem Gesamtreiche verbinden sollte. Gleichzeitig war im Westen Deutschlands das burgundische Herrgthum entstanden, das bald seinen Blick auf die Erwerbung der niederländischen Städte der Hanse richtete. Schon regten sich auch im fernem Osten am Don und an der Wolga neue Kräfte; im September 1380 erfocht Dmitri Donskoi auf den kulikowischen Steinen seinen entscheidenden Sieg über den Tatarenkhan Mamai: Rußland that die ersten mühsamen Schritte, um die Herrschaft der Asiaten abzuschütteln und seine europäische Selbstständigkeit wieder zu erlangen.

Diese verschiedenen Ereignisse blieben nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Reichs. Bereits zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts zeigte sich, daß es für die Hanse und den Ritterstaat einzuwerden mit den Tagen des Glanzes vorbei und daß hier wie dort die alte Kraft im Wachsen begriffen war.

Anmerkungen und Zusätze.

- 1) Seite 1. Zeile 1. Durch Urkunden zu Geschichte Eilrich von 1143—1226. Geschichte der Stadt Eilrich von Eilrich.
- 2) S. 2. B. 7. Gewisser ist es, zu sagen, daß das an der Schenke und Trate gelegene Eilrich am die Mitte des elften Jahrhunderts zum ersten Male genannt wird. Der Name von Bremen soll bei Ort und an drei Stellen als eine der ältesten Städte aufgeführt werden. (Adam Bremensis III. 19. Schol. 13. zu II. 15^a. und Schol. 22. zu IV. 1. Der Name der Stadt ist hier fast Eilrich, fast Eilrich, fast Eilrich. Schol. der Name folgt, nennt den Ort Eilrich und Eilrich. (Chron. Slav. ed. Hageni S. 61. 62. 90. 91. 107. 113. Der Ort Eilrich und seine Eilrich Schol. (Eilrich, Eilrich Geschichte II.
- 3) S. 3. Unter die alle Italienisch-Flamandische Geschichte, so wie über die Reisen der Eilrich, (Eilrich, Eilrich of Denmark, V. 44. und Wierich, symbolae ad geographiam medii aevi et monumentis Islandicis. Hauniae 1816. Seite 35. Note 21.
- 4) S. 4. B. 11. „Inquam anagros indomitos.“ Schol. S. 156.
- 5) S. 4. B. 19. Quil, Eilrichische Geschichte zu Anfang des elften Jahrhunderts. S. 32. „Ex propter, cum Ludovico Insulam de illis memoribus super erant.“ Urkunde Eilrich der Eilrich in Orig. Gerd. III. 532.
- 6) S. 5. B. 1. Eilrich, Geschichte der Eilrich in Eilrichen S. 333.
- 7) S. 5. B. 10. „Forum quoque Ludovici cruciatum in singulis dies et angustiarum avari insulorum ejus.“ Schol. S. 163.

- 8) G. 6. B. 16. Dahlmann, Geschichte von Dänemark I. 254.
- 9) G. 8. B. 20. Schreiff des Franziskaner Ordensheers Dehmer, herausgegeben von Gieseler. I. 45 u. 46.
- 10) G. 9. B. 1. Ueber die Verlegung des bischöflichen Sitzes nach Råsted (Gieseler, bishöfliche Schriften I. 119. Ueber die Katholikentzung der Kirche des Bistums (Baall, bishöfliche Geschichte G. 77—99.
- 11) G. 9. B. 6. Ueber Schmalk (Zappenbergers Hefen für den Verstand des Königs des Schmalk in Pers. Geschichte der Gesellschaft für die bishöfliche Geschichte IV. 355 u. 5.
- 12) G. 10. Eine merkwürdige Parallele zu jener alten Osterinsage von dem bishöflichen Bistum die bishöfliche Sage von der heiligen Kirche (Baall, bishöfliche Geschichte von Gieseler I. 299.
- 13) G. 12. B. 13. bishöfliche Urkundenbuch G. 4 u. 5.
- 14) G. 15. B. 7. Saxo Grammaticus ed. Stephanus. Lb. XV. p. 370.
- 15) G. 18. B. 6. Råsted nicht gerade zur Zeit der Dänemarkherrschaft von Waldemar II. seine wichtigsten Privilegien für den bishöflichen Bistum (bishöfliche Urkundenbuch G. 20, 25, 27.
- 16) G. 19. B. 13. (Dahlmann, Geschichte von Dänemark I. 386. und von denselben Verfasser: bishöfliche Geschichte.
- 17) G. 19. B. 20. (Die besten bishöflichen Urkunden XXXIV. und XXXV. im bishöflichen Urkundenbuch.
- 18) G. 20. B. 19. Dehmer I. 106.
- 19) G. 21. B. 1. bishöfliche Urkundenbuch G. 61.
- 20) G. 21. B. 10. Ueber die Geschichte der Stadt Råsted durch die bishöfliche (Baall, Geschichte Dänemarks II. 289. Ueber die bishöfliche Urkunden, die Råsted mit dem bishöflichen Orden wegen der Verlegung einer Festung in Gieseler führte, (Baall, Geschichte II. 525. und folg. 568, und bishöfliche Urkundenbuch G. 97 u. 98.
- 21) G. 22. B. 8. (Dahlmann, der ehemalige Oberhof zu Råsted und seine Geschichte.
- 22) G. 23. B. 1. (Die bishöfliche Geschichte der Stadt Råsted auf dem bishöflichen Urkundenbuch und im bishöflichen Urkundenbuch am Ende.
- 23) G. 25. B. 15. Helmold, Chron. Slav. ed. Hergert. G. 239, zu Baall der Geschichte Råsted. Ueber die bishöfliche Råsted, bishöfliche Urkunden und Råsted (Baall, und die bishöfliche Urkunden

- Stiftungsliste und Stiftungslisten mit Beschreibung der Stiftungen
entst. f. Langbeck *scriptores rerum Danicarum* V. 622.
- 27) G. 28. B. 9. Es steht p. 8. Folgt in einem Schreiben aus
dem Jahre 1294 oder 1295 die Unterschrift darauf hin, daß die
Verfahren der Bischöfe besonders thätig gewesen wären bei der
Erhaltung des Fests zu Rosengr. f. 244. Urkundenb. G. 379.
- 28) G. 29. B. 15. f. das Schreiben Eidsaks vom 17. Juni 1263 im
Fid. Urkundenb. G. 354.
- 29) G. 29. B. 23. f. ebenfalls G. 299 u. folg.
- 30) G. 30. B. 1. f. ebenfalls G. 703 Schlußwort der Ältesten Eids
des Fests zu Rosengr.
- 31) G. 30. B. 7. *Cartular, urkundliche Geschichte der Ursprünge der
Kunst* I. 77. Anmerk. 1.
- 32) G. 31. B. 1. *Örtner* I. 119.
- 33) G. 32—33. *Ständert Register der Kaiserlichen von 1246—1313.*
G. 37 u. folg.
- 34) G. 34. Die betrübten Gedichte und Schreiben f. im Fideles
Urkundenb.
- 35) G. 35. Ueber Bergen f. *Dahlmann Geschichte von Dänemark* II.
349 u. folg. mit Folberg. Beschreibung der Stadt Bergen. *Tor-
schel Historiae rerum Norvegiarum* IV. 352.
- 36) G. 37. f. *Dahlmann, Gesch. von Dänemark* II. 375. Der Ver-
trag, der zwischen den Eidsaks und norwegischen Fürsten im Juni
1263 abgeschlossen wurde, steht im Fid. Urkundenb. G. 403—408.
- 37) G. 38. B. 5. Februar I. 159. Wir haben Krieg mit der be-
mächtigten Herrschaftungen mit Gidsk. Herrschaften Almskide und
zu selbständigen im Fid. Urkundenb. gekennzeichnet. Die
letzte haben gehörige Urkunde G. vom 17. April 1298. f. Fideles
Urkundenb. G. 603.
- 38) G. 39. B. 1. Es steht mir bekannt G. kommt der Name Cling-
tes Slavice ganz ersten Male in dem Friedrichs Briefe von Däne-
mark vom Jahre 1284 vor. f. *Königliches Urkundenb.*, heraus-
gegeben von Sappenberg. G. 126.
- 39) G. 40. Ueber das Schreiben bei Alesund im Jahre 1284 f. *Ört-
ner* I. 112—113. Ueber die Briefe gegen Dänemark im Jahre
1289 ebenfalls G. 128.

erscheint er zum erstenmale als Präsident der Reichskammer in Weizze,
 um mit den herrlichen Bischöfen, dem Grafen Hugo von Hainern,
 dem Herrn von Eßfeldt und den habsburgischen und bairischen
 Kurfürsten die neue Raugewerhung herzustellen. Deneal brücht
 diese Angelegenheit anfangs allein, ließ aber bald im Laufe der
 unstilligen Unterhandlungen auf solche Schwierigkeiten, daß er
 nach Eßfeldt schreibt, (Urk.-B. CDXXI.) man möge ihm einen
 andern sachverständigen Mann zur Seite geben. In Folge dessen
 wurde ein gewisser Hans von Eßfeldt ihm zugesellt, und gemeinschaft-
 lich mit diesem konnte Deneal bereits im August des Jahres 1282
 im Namen der „Kurfürsten des römischen Reichs“ den Vertrag
 über die Raugewerhung abschließen (U.-B. CDXXXIV.). Ohne
 vier Jahre später wird dann Deneal nach Idaröden zum Könige
 Erich gesandt. Der Herzog Johann von Böhme, die Herren von
 Eßfeldt und die von Hainern, welche im habsburgischen Interesse an der
 Kaiserthronfolge gekämpft und durch die herrlichen Bischöfe eine
 Theilnahme seiner Thronfolge bewirkt worden war (Urk.-B. DII.).
 Deneal soll dahin wirken, daß die Sache gerichtlich untersucht und
 die bei jenen Angelegenheiten Personen zur Rechenschaft gezogen
 werden. Schon im März 1287 ergiebt sich ein königlicher
 Befehl an den habsburgischen Kanzler von Eßfeldt und an den herr-
 lichen Bischof, Eßfeldt zu thun, um Deneal zu schicken zu lassen (U.-B.
 DVL DVII.). Dieser ist inzwischen bereits nach Eßfeldt und Weiz-
 ze gelangt, um dort im Auftrage des Königs die Angelegenheit
 selbst zu betreiben, steht aber bald auf große Schwierigkeiten
 Eßfeldt der habsburgischen Parteien gegeben zu sein. Ein Schreiben,
 welches er deshalb von Weizze aus an den habsburgischen Rath richtet,
 enthält die habsburgischen Klagen über das Verhalten seiner Lage; er
 habe abgesehen, so berichtet er, daß Eßfeldt nach besten Wissen
 und besten Willen gethan, wofür der Kaiser ihm als Bruch ein-
 men kann (U.-B. DXI.). Endlich nach dem Jahresende 1278
 wurde die gerichtliche Untersuchung ihrem Verlauf; die Bezeug-
 ungen sind eingeleitet, was jedoch nicht zu dem gewünschten Er-
 folge führt. Deneal faßt daher Eßfeldt ab und bittet um Hilfe
 neuer Instruktionen (U.-B. DXX.). Das Ende dieses
 Buches ist leider unbekannt. Eßfeldt der nächsten Jahre scheint

Denzel hatte hauptsächlich an der Beilegung der letzten Angelegenheiten Eilbreds Theil genommen zu haben. Als zum Jahre 1293 kamen wir schon Roms bei seiner der Verhandlungen erkrankt, die Eilbred mit dem Papste zu führen hatte. Erst im genannten Jahre begibt sich Denzel in Begleitung der Gesandten von Bismar, Nefed, Stralund und Großmuth nach Venedig, um hier mit dem Könige Friedr. von Böhmen wegen einiger streitiger Punkte des Salzburger Bisthums eine verbindliche Vereinbarung zu treffen. Im Juni stößt er über den Erfolg dieser Gesandtschaft seine Bericht an den Rath ab (f. 146. Hrl. v. B. DCV.). Die letzten Urkunden über die diplomatische Thätigkeit Denzels sind aus den Jahren 1295 und 1303 (141. Hrl. v. B. DCXXXI. und handschriftl. Hrl. v. B. herausgegeben von Hagenberg CXIV.). In Gemeinschaft mit dem Abgesandten von Biele, Mathias Sala, erwirkt er im Jahre 1295 beim Könige Friedr. II. von Schwaben die Eilbred mit die Öffentliche unter gewissen Bedingungen und auf bestimmte Zeit den angebotenen Handel nach Venedig, wofür eine große Summe die Schwaben von dem dem genannten Salzberg aus Eilbreds alle Frei in den Weg zu legen sollten. Im Jahre 1300 wird Denzel dann noch einmal in derselben Angelegenheit am Vinger abgehandelt. Von da an kommt sein Name nicht weiter vor. Wohlweislich wird der bald nachher durch seine Eilbred'schen Urkundenbuches noch einige Daten aus Denzels Leben mittheilen.

42) S. 43. Auf viele Handschrift *Marino Sanuto - Secreta fidelium crucis* hat bereits Hardhoff in seinem oben angeführten Aufsatze über die Geschichte der kreuzigen Seemacht S. 294 u. folg. aufmerksam gemacht. Sie ist abgedruckt in *Bangseri gesta Dei per Francos*. Die interessanteste Stelle s. weiter unten Note 55.

43) S. 46—47. Ueber viele unserer Orientungsangelegenheiten s. Heigl, Gesch. Preussens III. Kap. IX. und Götters, deutsche Staaten- und Reichsgeschichte, fünfte Ausgabe, Theil 2. S. 335. Ueber die Mittheilung Preussens an vier Reichstheile Heigl II. 465—472 und das Besondere Jacobson, die Mitropolitenerhebung Rigas mit den Reichthümern Preussens. (Aus dem höchsten Rathe der Reichskirche für die kaiserliche Theologie besonders abgedruckt, Leipzig 1891.)

44) S. 48, B. 7. Diese Verhältnisse sind ausführlicher in meinem:
Vertrag und die Fassung deutschen Rechts im schottischen Recht
entwickelt S. 80, 81 und 150.

45) S. 49. Ueber den Erzbischof Albert f. Supperberg, Geschichte-
quellen des Erzbischofs und der Stadt Bremen. Verlagen S. 210.
Jacobsen, die Katholikeneinkunft u. f. w. S. 11 u. folg.
The history of the bishops of Ireland by Sir James Ware,
London 1756. S. 65—66. Mathias Paris monachi Albanensis
Angli historia major ed. W. Wala. London 1834. S. 480. Die
päpstlichen Befehle, die sich auf Alberts Erhebung zum Er-
zbischof und auf seine Stellung zu Papst Innocenz beziehen, sind am voll-
ständigen zusammengefasst in Tugwell, historiae Rerum mo-
nasticarum Tom. I. Petropoli 1841.

Die wichtige Stelle bei Matthäus S. 480 lautet: „Magister
Andreas, natione Coloniensis, vir moribus et litteratura com-
mendabilis, in archiepiscopum Arnheimensem apud Westmonasterium
vel consecratum 1240 die St. Hieronymi. Das Matthäus
den Erzbischof hier nicht Albert, sondern Andreas nennt, darf uns
nicht irre machen. Dr. Juchacz hat mir die Vermuthung mit-
getheilt, dass Andreas der eigentliche Name, Albert ein beim Ein-
tritte in das Prämonstratenser Kloster angenommener Name gewesen sei.

Ihr Interesse über das Leben des Erzbischofs und die gleich-
zeitigen im Texte erwähnten Ereignisse möge folgende chronologische
Zusammenstellung dienen:

1239 17. Januar stirbt Albert von Euboea, f. Euboea und die
Fassung deutschen Rechts S. 130 u. Note 189. Magister Al-
bertus, scholasticus, canonicus beim Domcapitel, wird
zum Erzbischof Heinrich II von Bremen zum Nachfolger Er-
höhen vorgeschlagen, aber nicht angenommen. Albert v. Euboea
zum Jahre 1229.

1235 18. Albert noch in Bremen. Vogt, monum. hist. Bremens II.
27, 30. Huchard, monum. nobil. Bremens. 432.

1237 im October stirbt Donato-Skaben, Erzbischof von Armagh,
f. Ware history of the bishops of Ireland S. 65.

1240 30. September stirbt Albert gewählt. Matth. Paris 480.

1243 Innocenz IV wird Papst.

1215 Senat in Eten. Am 17. Juli Beschließung. f. von Karsan
zur Geschichte des Senats von Eten. Wien 1850. Besonders
abgedruckt aus den Annalen der Wiener Akademie.

1064 Michael Gindlerist. Sammlung der merkwürdlichen Richte von
einigen Bischöf. f. J. B. G. Schöfer, die merkwürdliche
erhöhere Richte Kaplant und der europäische Wechsel.
Gießenberg 1845. S. 46 und 49.

1073 Scherben Gergert VII an Demetrius f. Targanoff moni-
ments I. S. 1 und 2. Hier ist die folgende physische Urkunde.

1233 Friedrichs Kaiser hat in Kaplant. Targanoff I. S.

1234 In Wien hat einische Richte. Oberst.

1333 Alexander Smolch Statthalter in Berlin. Berlin, Sammlung
russischer Geschichte. Viertes Buch. Petersburg 1734. S. 781
bis 814. f. auch die beschriebenen Briefe bei Smolch, Gesch. d.
russischen Kaiser Teil 2. von Karsan, Geschichte von Kap-
lant, russische Uebersetzung. Teil 4.

1237 6. Dezember. Das Athen beginnt die Belagerung Kaplant. Ber-
ling. Untersuchungen zur Geschichte der Kaiserin Gesch. Kap-
lant, S. 155.

1238 Das Athen beginnt Terschel. Schreibung 156.

1240 15. Juli. Alexander Smolch sagt über die Scherben. Schreibung
157 u. folg.

1242 5. April. Karsan's Brief über die Orbenstille. Brief II. 47.
Karsan IV. 24. Nach Karsan's Brief über die Scherben in
der Karsan's Brief f. Fragment einer Urkunde der Kaiserin Hel-
dischen Geschichte in Berlin, herausg. von Brunsman S. 38.

1246 Bis 1250 ist Alexander Smolch in der Orben. Schreibung S. 162.

1249 Scherben erobert das ganze Terschel. Schreibung S. 120.

1243 In Folge der Niederlage, welche der russische Orden durch
Alexander Smolch am Scherben erlitten hat, wurde Jene-

1244 rom IV seine Kaiserkrönung dem Heiden zu. Im Herbst
1244 legte er die Kaiserkrone auf die Köpfe der Kaiserin und des
Kaisers. f. Regesta diplomata historica Danica I. ad a. 1243.
Index corp. hist.-diplom. Livoniae ed. Napierky I. S. 16
bis 19.

1244 Jannow schenkt Geld von Danemark zum Erwerb der 18. Ray-
noldi annales ecclesiastici ad a. 1245. Zuckmann, Gesch. von
Danemark I. 399. und Regesta dipl. hist. Dan.

1245 Kaiser Friedrich II schenkt dem Orden den Besitz von Rurik,
Süßwasser, Wengallen. Belg. Gesch. Preussens II. 573.

1246 9. Januar. Jannow erweist Albert zum Erzbischof und Legaten
für den Norden. Tugeneff I. 55.

Albert erhält einverleihen die Pflichten aus der Kirche. Albert
für. Belg. III. 595. Annot. 3.

Albert erhält die Pflichten, das Recht von sich her tragen zu
lassen. Albert, III. 6.

Im April schenkt der Kaiser dem von Rurik. Belg. III. 595.

1246 3. Mai. Albert wird päpstlicher Legat für Russland. Tugeneff I.
57 u. folg., wo auch die päpstlichen Schreiben an die Bischöfe
von russischen Bischöfen zusammengefasst sind. Gruber origines
Livoniae 277. Annot. II. 47 u. Annot. IV.
55—56. Raynoldi ann. ad a. 1246. Durch die Ermennung
Alberts zum Legaten für die Ostlande hatte dort die Kirche
schon seit Anwesenheit des Bischofs von Rurik
die Kirche, die seit dem Jahre 1224 die gesammten nordischen
Kaiserlegaten geleitet hatte, f. Rurik und die Pflichten u.
S. 132. Im Jahre 1245 wird Bischof Bischof von Rurik.

1246 geht er nach Rurik und ist dort am 29. Juli.

am St. Michaels, von Rurik. Belg. III. 595.

1246 am 27. Juli ist Bischof in Rurik.

f. Regesta diplom. hist. Dan. zu diesem Jahre. Die letzte die
seit bekannter Zeit, die Bischof für Rurik ausgesandt hat,

ist vom 7. Februar 1245 von Rurik aus. f. Napierky,

Codex diplom. II. S. 275.

1246 im August ist Albert in Rurik. f. 595. Annot. S. 112.

1247 steht Bischof Johann von Rurik. f. Primer I. 133. 437. Nach

- im selben Jahre wird Albert procurator ecclesiae Lubensis.
 (Gruber orig. Lit. 278. 248. Hist.-B. B. 131. 133.)
- 1248 23. Januar. Papst Innocenz schreibt Albert zu Meran. Anselm
 (der aber damals in der Erde gewesen sein muß, (höchste
 Untersuchungen u. (v. B. 142.) Raynaldi ann. ad a. 1248.
 Nr. 41.)
- 1249 10. Januar. Albert macht seine Verfügungen befaßt in Reich
 eines Stuhls mit Dietrich von Gröningen, (Beigl, Gesch.
 Preussens III. 7.)
- 1249 24. April erhält Albert vom Papste die Erlaubniß, sich in
 verlegenen Fällen Hülfe an den päpstlichen Stuhl zu wenden.
 (Napieraky Index I. B. 22. u. Beyer spec. jur. Lub. CLVI.)
- 1249 30. Juli. Papst und Rath von Eibisch beschreiben, daß Gröningen
 sich bereit zur Schlichtung des Streites mit Albert am Hofe
 des Erzbischofs eingefunden habe, (Hb. Urh.-B. B. 125.)
- 1249 wird Albert nach Kurland, Beigl III. 598.(7)
- 1250 am 1. März. Albert und Gröningen in Riga, Beigl III. 14.
 Am 27. September erhält Albert die Anweisung, von seiner
 Eigenthumsacht gegen den Erben eines Schwachs zu machen und
 in den Officanten eine Büchse einzusetzen.
- 1251 Der Papst schreibt Wiga zum Häupten Metropolitans, (Jacobs
 sen, de Metropolitansverfassung Wiga u. (v. B. 17.)
- 1253 im Mai und Juni ist Albert in Eibisch. Eibischer Urkundenbuch
 B. 183.
- 1253 21. August trägt Innocenz dem Erzbischof auf, in Witten
 die Stühnen einzusetzen. Napieraky Index I. B. 28. Ueber
 Bontage Laus (Schliss, Gesch. u. Witten B. 41 u. folg.)
- 1253 Am 1. Juli wird Bischof Nikolaus von Wiga. (Jacobsen
 B. 17. Annot. 34.)
- 1254 In den ersten Monaten hält Albert seinen Sitz in Wiga.
 Deiner I. 133 u. 134. Beigl III. 58.
- 1254 10. März. Ermahnungsschreiben des Papstes an Albert. Na-
 pieraky Index I. Nr. 115.
 Albert verfährt auf seine Eigenthumsacht. Beigl III. 58.
- 1254 6. September stirbt Innocenz IV.
- 1255 20. Januar. Papst Alexander ernannt Albert als Erzbischof an.

- Konst II. 53. Reynaldi ann. ad a. 1255. Nr. 64. f. auch Jacobus
per 19.
- 1255 19. März. Hierher kehrt Albrecht auf, gelagerten Hülfe in
Hinsicht dem Bischofthum zu erlangen. f. darüber Schöberg,
Hefersachungen S. 146 u. folg.
- 1255 3. August. Hierher kehrt Albrecht als Fürst, von Hohen in
Holland, Ingoln und Karden dem eigenen Bischof zu geben.
Albrecht wendet sich deshalb an Schöberg. f. das Weitere bei
Schöberg.
- 1255 soll Kernen an der Ma von Albrecht gegründet worden sein. (?)
Hrnt, Hoff. Chronik II. 348.
- 1256 im Juni schlägt Albrecht die Übertragung gegen das Bisthumstift.
f. 248. Urkundenbuch CCXXVIII.
- 1256 Albrecht trifft von Wiga aus Bestimmungen hinsichtlich der Burg
Gersdorf, Wilschhausen, Kerschhausen u. s. w. f. Hrnt, Hoffsch.
Chronik II. 34 u. 35. Hie b.
- 1257 1. Mai. Albrecht Albrecht des St. Markens-Regiments-Generalliege
zu Wiga. f. die betreffende Urkunde nicht der Übertragung von
A. G. von Wiga über diese Stiftung in den Mittheilungen aus
dem Archiv der Bischöfe der, Götze und Kurland. St. IV.
S. 436 u. folg.
- 1257 Daniel Fürst von Galizien kehrt zur christlichen Kirche zurück.
Kronika IV. 44. Zuerst 84. gibt das betreffende Ge-
nehmigungsschreiben des Papstes an Daniel.
- 1260 Verlegt Albrecht vom Bisthumsthum. Selzt III. 178.
- 1261 13. Juli. Schlacht an der Tarna. Selzt III. 188.
- 1266 Der Letzte aus der ältesten Dynastie schließt ein Schatz und
Erbschaften gegen die Hohen. Selzt III. 303.
- 1268 im September verläßt der Bischof Albrecht nach der Ordens-
meister Otto das Bisthumstift und die Stadt Wiga dahin, daß
die Stadt den anderen aus römischen Geist verläßt, sondern
daß sie ihre Ehrlichkeit einsetzt in Wille eher nach dem
Geist herabzu. f. Mittheilungen aus dem Archiv der Ge-
schichte u. s. w. St. IV. S. 406—407.
- 1269 Albrecht von Ordensrittern gefangen genommen. f. Selzt III. 303.
- 1272 7. Juli. Albrecht nach der Ordensrittern befehlen den befehlen

- Einzelnen ihre Angaben. Mittheilungen aus dem Schatz v.
 IV. 407—409. Eine spätere Ursache ist von Albert nicht be-
 kannt. Ueber sein Begräbniß s. Wenzl. hist. Gg. II. 63.
- 1275 24. März erläßt Graf Johann eine Urordnung hinsichtlich der
 Einkünfte. s. 24b. Ref. A. CCCLXII.
- 46) S. 74. §. 9. Der Vertrag, welchen Jaroslav im Jahre 1265 in
 Kraganz geschlossen hatte, ist noch erhalten. Er lag bei ihm in
 seiner „Geschichte in der ältern Geschichte Rußlands“ Th. 2.
 S. 427 in der Uebersetzung ausgezeichneter mittelalt. Am 27. Ju-
 nius 1265 ward Jaroslav als Fürst anerkannt. s. Wenzl. S. 421.
- 47) S. 74. §. 14. Ueber die Thung Wendenburg s. Wenzl. hist. Gg. II.
 348. Zum genauern Verstandniß des Folgenden verweise ich auf
 den Aufsatz von L. G. v. Dufk über die „Kriegsgeige der Wenden
 oder in Pöhland in den Jahren 1267 und 1268,“ welcher die
 Einzelheiten darüber vorhandenem Verlaufe der Kämpfe und des
 Ueber gesammten Verlaufs und in den Mittheilungen aus dem Schatz
 der Geschichte Slav. Gg. und Rußlands. Bd. IV. S. 213—247
 veröffentlicht ist.
- 48) S. 79. §. 11. Geralt von Harbom war Zerstörer in Pöhland
 von der Mitte des Jahres 1263 bis zur Mitte 1266. s. Hecker
 Kallmeyer, Versuch einer Chronologie der Wenden zwischen Or-
 tme in Pöhland während des vorerwähnten Jahrzehents, abgedruckt
 in den genannten Mittheilungen Bd. III. S. 449. Der Graf, der
 bei paglich mit Harbom von blühender Größe mit Aufzügen vom
 König Graf Wiprecht in Pöhland starb, ist Friedrich, Bischof von
 Dorpat, der zum Nachfolger des in der Schlacht bei Wendenburg
 am 18. Februar gefallenen Bischofs Wernher ernannt war.
- 49) S. 79. §. 19. Diese liegt in einem angeführten Aufsatze S. 243
 die Belagerung Plesens in den November 1268, die dazu ge-
 hörige Anmerkung enthält sich aber gleiches für den Anfang
 Juni 1268 als diejenige Zeit, in welcher die Belagerung statt-
 gefunden habe und für die Richtigkeit dieser letzteren Angabe spricht
 meine Prüfung noch mehr aufschreibende der Verlauf der weiteren
 Ereignisse, wie ich sie im V. Kapitel eben gesammelter
 habe. Wenn Harbom am 31. Mai 1268 den Vertrag mit Sittob

- gen Abſchluß brachte, ſo konnten bei der damaligen Mangelhaftig-
keit des Gewerbes zwischen Süddeutſch und Elbe wohl gar die drei
Städte verſehen, die dieſe Nothwehr in Gefahr anlangte.
- 50) G. 80. §. 1. Das betreffende Schreiben des Kaiſerlichen Raths
meiſter Otto, der hieſig von Lüneburg, hieſig von Katerſtein ge-
nannt wird, ſo wie die Vorſtellung des Regier. rat Raths von
Elbe an den Rath der Stadt Lüneb. ſ. im 218. Urkundenbuche
G. 287 — 289. CCCXV. u. CCCXVI. Die gehören einer Beſchrei-
bung in das Jahr 1266, ſind beſonders in dem Jahr jenes Jahres,
nachdem die Lüneburger die Belagerung Lüneb. hatten anſehen
und eine vorläufige Klaffende mit den Katerſteinern hatten ein-
gehen müſſen, abgeſetzt und werden danach ſich verſetzt mit dem
tunſeligen von Katerſtein abgeſchloſſenen Vertrage geſchrieben haben.
- 51) G. 80. §. 10. Dieſer Vertrag ſ. im 218. Urkundenbuche CCCV.
G. 290 — 291.
- 52) G. 81. §. 5. ſ. Krieg, Verſchreibungen II. 427.
- 53) G. 81. §. 11. ſ. Krieg, Verſchreibungen G. 290.
- 54) G. 81. §. 15. Bei der Vorſtellung dieſer Verſchreibungen in Ro-
gersch. die 14. Karolus Verſchreibung geſchrieben, ſ. beſondere Verſchreibung
von Katerſtein, beſondere Ueberſetzung IV. 88. Man ſiehe auch
Einſicht Verſch. des kaiſerlichen Staats II. 66 u. folg. Nach die
Beſchreibung dieſer Verſchreibungen ſ. Krieg, Verſchreibungen II. 621 u. ſq.
- 55) G. 83. §. 21. Dieſes Schreiben Lüneb. von Katerſtein ſ. 218.
Urk.-B. G. 386. CCLIX. Nach der angeführten Ueberſetzung der
dieſen Lüneburger von Katerſtein ſiehe ſie, daß Katerſtein im
Jahre 1272 nicht mehr lebte ſ. Verſchreibungen III. 452 u. 453.
Katerſtein ſiehe das Ende ſeiner Regierungsjahr an den Schluß
des Jahres 1269. Beſonders ſiehe die Verſchreibung in der
Schlacht auf dem Elbe bei Lüneb. am 16. Februar 1270 und ſie
den, von der die keine beſondere Ueberſetzung wird (Danzig Verſch.
ſie die Verſchreibung des, Elbe und Katerſtein IV. 271). Da nun
Katerſtein die Katerſtein Verſchreibungen angeht, Katerſtein,
Katerſtein und Jacob, die von Katerſtein und Katerſtein nach Katerſtein
geſchrieben waren, um mit Jacobus den Vertrag abzuſchließen, ſo
muß das Schreiben des Katerſtein, ſeinen ganzen Inhalt nach,
im Jahre 1269 ſiege nach Abſchluß jenes Vertrages abgeſetzt ſein

- und zwar am 1. April, auf welchem Tag für jenes Jahr das Festum der Heiligen Peter. Dem Bischof Johannes selbst (f. 146. Urh., Buch CCCXVII. und bays. des Meissner von Arns in dessen Vorlesungen II. 621—638.
- 56) S. 88. B. 19. Der Bischof von Salzburg (f. Böhmer's Register des Kaiserreichs von 1246—1313. Stuttgart 1844. S. 51 u. folg.
- 57) S. 89. B. 1 u. 11. (f. 146. Urh., B. CCCXLVIII. S. 325 und CCCLVI. S. 333 »speciales alampnos Imperio;« endlich auch »subiectis CCCLXVI. S. 340 »in Prussia vel Livonia aut illa loca, Imperio Romano subiecta.«
- 58) S. 89. B. 25. Der Bischof Rudolf von der Bürger Wigot ist von 22. Novbr. 1275. (f. Monumenta Livoniae antiqua IV. CLXVI.
- 59) S. 90. B. 4. Das Schreiben des Kaisers Rudolf an König Magnus von Norwegen (f. 146. Urh., B. CCCLIV. S. 331.
- 60) S. 91. B. 5 u. folg. (f. das Betreffende in Böhmer's Register.
- 61) S. 93. B. 17. (f. Bolyt, Urh., Preussens IV. 123 u. folg.
- 62) S. 94. B. 1. »subiectis S. 130 u. 141 und Petri de Domburg chronicon Prussiar. Jenae 1679. pars III. pag. 340.
- 63) S. 94. B. 10. Im Jahre 1309 kam der bayerische Bischof Engel für den Klerus, Hermann Tassent, aus Paris, als Bischof nach Bize. Seine Vermittlung gelang die eifersüchtige kirchliche Angelegenheit der bayerischen Bischöfen. Nach zwei Jahren übernahm Hermann seine Stelle dem Bischof Johann von Bist, bekannt durch seine Fehde mit dem Könige Erich II. von Schwaben (f. Dahnman, Urh. v. Schwaben I. 435—438). Hier Johann nahm das bayerische Bistum nicht an, ging nach Paris und Rom, erhielt später das brennende Bistum aus wurde im Jahre 1309 vom Papste Clement bays. bestimmt, die Streitigkeit mit der Kirche in Bistum zu untersuchen.
- 64) S. 94. B. 13. (f. die Balle der Papste Gelasius und Bonifatius, die Bolyt IV. 129 und 147 »ausgesprochene« enthält. Die Balle des Papstes Bonifatius gibt auch Engel in seinem Codex diplomatus regni Prussiar V. pag. 27.
- 65) S. 94. B. 24. (f. Bolyt IV. 231 u. folg. besonders auch die Vermittlung zu S. 243.
- 66) S. 95. B. 1. Das Schreiben der Bischöfen (f. Dahnman, Urh.

diplomaticis regni Polonie V. pag. 33—37: „In Vinea domini
 Eest inuenerit culturas panti et castodes, sic in ipsius culturas,
 subleque custodias nos debemus ministeris exorare, ut etiam
 in ipis infatigabiliter operantes, extirpandis vitiis opibus et
 periculis tribula, que superficiem ejus interdum obumbrare
 conantur.“

67) Q. 101. §. 6. Folgt Geschichte Wärendburgs. Q. 69.

68) Q. 101. §. 9. Die Untersuchung gegen den Orden begann zu Wiga
 im Juni des Jahres 1312. § Folgt Gesch. v. Pre. IV. 364 u. folg.

69) Q. 101. §. 21. Am 6. Januar 1369 war Kaiser Friedrich VII. ge
 tront worden und schon am 6. März erkrankte er dem Kaiser am
 17. im Schloss bei hessischen Dornau in Schlesien, welche Koen
 Adolf von Habsburg im J. 1273 ertheilt hatte. Dieser war Fe
 freyherr in Schwarzburg.

70) Q. 102. §. 1. §. in Folgt Gesch. v. Preussen IV. 368 u. folg.
 das Schreiben der preussischen Bischöfe an die Reichsversammlung der
 Kaiser.

71) Q. 102. §. 24. §. die hiesigen Urkunden, die beiden Kaiser
 beisteht und den sogenannten -nachten Grafen in Wittenb. Hist. Schr.
 II. 88 u. folg.

72) Q. 103. §. 1. §. den Vergleich in Capelle unter weltlichen Fürst
 collanten Bild 7 u. 8. Q. 245.

73) Q. 103. §. 10. Ueber den Namen Kaiser als Übersetzung der
 hiesigen Herrscher §. weiter unten Nummerung 85.

74) Q. 104. §. 3. -Kodex noster, die qui vixit exultationi dicitur
 est, tanta fuit in mari halitus et vicinis littoribus tempestas,
 tanta inter nos vehementer dimicationibus, ut in porta Geda
 nensi sexaginta annis obierunt simul et simul perierunt et tri
 ginta septem emigrationes turculas templorum defectus fuerint.
 Schuchard rer. Francie. historia. Gedani 1769. p. 164.

75) Q. 104. §. 11. Ueber diese Zeit §. Folgt, der schwarze Tod im
 nördlichen Deutschland. Dalmann, Gesch. v. Thüringen I. 500
 u. 501. Dalmann Gesch. I. Q. 263 und 276 und Voss Q. 471
 und 472. Auch Folgt Gesch. Preussen V. 60—63. — Ob Hübner
 damals von dieser Zeit berichtet wird? Die einschlägigen an
 fangenden Übersichten erzählen von den Übersetzungen, welche unter

entige Studien zu Befugung des vierzehnten Jahrhunderts in Sizilien und Genua angedeutet haben, 4. Q. im Index 1315, 5. Genua Genua in Monumenta Litvina, antiqua I. 147. Von dem Erscheinen des schwachen Todes in Sizilien berichtet aber nicht der vorliegende Schriftsteller. Eine Mitteilung, die Jullius von Jullius mit über die Folgen dieser Schwäche besonders im Bezug auf die Beschaffenheit gemacht hat, lasse ich hier vollständig folgen: „Durch den schwachen Tod wurden die Beschaffenheiten des Lebens gleichmäßig verändert; die Beschaffenheit der Beschaffenheit erlag der Krankheit, die über den Menschen sich, ohne über alle Beschaffenheit und Gesundheit zu vernehmen. Genua liegt besonders der Grund, daß die große Hitze des vierzehnten Jahrhunderts, in nachfolgenden Folgen zu der ersten, so auch zu größerem Vorkommen der Epilepsie beigetragen ist. Mit dem Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts, als die Folgen der Pest überhand nehmen und die ersten Beschaffenheiten sich hinzugefügt hatte, nahm auch die Beschaffenheit dann stärkeren Aufschwung, denn wie eine Reihe ausgedehnter Werke verhalten. Die nachfolgenden Ursachen zwischen dieser Beschaffenheit und den Folgen, welche in ihrer höchsten Vollendung am Ende des vierzehnten und zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts sich ereigneten, kann jedoch bei näherer Betrachtung nicht entgehen. Die höchsten Werke sind der Ursache dann in den Folgen auf folgende Weise geordnet: Vorkommen, welche, auf einem stillen Verstand des Künstlers in die Beschaffenheit der christlichen Beschaffenheit hinein, sich als höchste Ziel stellen, in der Beschaffenheit die ganze Hülle und Beschaffenheit der christlichen Kirche, wie sie dem Ziele schon zum nächsten Schritt in der Beschaffenheit entspricht, hineinlegen. Wie nun in der Kirche alle Mannigfaltigkeit der Eigenschaften Erscheinen, deren Erscheinung und der Beschaffenheit aus der Person Christi hervorgeht, so ruht die Beschaffenheit der ersten Beschaffenheit darin, daß bei der nächsten Beschaffenheit im Anfang, in welchem zunächst die Menschheit die zu ihrem höchsten Erscheinen mehrermaßen die Aufgabe war, durch den die gewaltige Masse hervorgehoben und in einem sich abspiegelnden Grundzustand die über sich und Formale der Eigenschaften geordnet wird. Diese Beschaffenheit der nächsten Beschaffenheit war im fünfzehnten Jahrhundert geordnet.

und die alle Vornehmheit kaum entzogen. Die meisten Bau-
ten sind nur Nachbildungen alter Bauten. Wo man blickt, wie
oft geschä, so oft folgt, tritt der Unterschied dieser Sachen we-
niger deutlich hervor. Aber bei einer Nachahmung sieht man
nicht sehen. Wenn Jemand mangeln, so hat doch ein unbestimm-
tes Etwas ein, überhaupt nur gewöhnlicher Werke als die der
früheren Zeit aufzuführen und diese werden der Natur gemäß un-
sicher, fast, Mangel ohne Erklärung. Wollte man eigenthümliche
Ausstellungen der Erde bei einem Versuche, so zeigte sich noch
eindeutiger, daß man den Schlüssel des Geheimnisses verloren hatte,
dann die Neuerungen erschienen als offenes Räthsel, den
Wille der Natur völlig zu überwinden; und merkte man endlich
in der Nachahmung der Natur zugleich mehr leisten zu können,
so verlor man eben darüber das Ganze aus den Augen und, was
man sah, wurde, selbst Bestimmung entgegen, anstrengend, über-
laden und geschäftig. Wie in dem öffentlichen und Privatleben
nur scharfe Sinne eine gewaltige Umstellung hervorrief, wie
der Kampf auf Religion und Ethik sich überall nachschließen läßt,
so folgen auch Literatur (Geschichtsschreibung, Museen) und Kunst,
welche uns kaum mehr solche Wirkung dieses Erfolgs gehabt
haben mag."

76) S. 106. Ueber diese Gellert'schen Ausgaben (z. B. Gellert, die hiesi-
gen, hiesigen, hiesigen, hiesigen, hiesigen, hiesigen, hiesigen, hiesigen,
abgehandelt im Verzeichnisse der Monatsblätter zur Ergänzung der
Allgemeinen Zeitung 1847.

77) S. 107. J. 7. Les chroniques de Jean Froissart ed. Buchen
Tom. III. 292 und folgende.

78) S. 108. J. 9. [Zunge, geschichtliche Entwurfung der Elemente
verhältnisse in der, 1844, und Carlant die zum Jahre 1561
Seite 75. g. 2 und die betreffenden Anmerkungen. Darstellung in
die der, 1844, und vollständige Rechtsgeographie und Geschichte der
Rechtsquellen von hiesigen. Bonn 1849. Seite 82. Nach der
Vorläge in der St. Jürgensbach und die weiteren Begebenheiten
[Brot] hies. 1844. II. 85 u. folgt. und hiesigen hiesigen
Chronica der Provinz Syllant, Barth 1864, zu den betreffenden
Jahren.

- 79) S. 109. §. 1. Dieser geschichtliche Entschluß der Statutenverhältnisse S. 5. §. 2.
- 80) S. 109. §. 21. Der Verlust der Güter im Jahre 1222 habe ich vollständig geschrieben in Island und die Verträge zwischen den Königen im baltischen Reiche Kap. V. S. 111 — 113.
- 81) S. 110. §. 17. Wie auf diese baltisch-schwedischen Verträge hat die baltische Literatur seit am vollständigsten zusammengefaßt in „Norsk Samlede Oldnordiske Retskræfter-Samlings Col-lectionen“, enthalten die Retskræfter des baltischen Reiches“, herausgegeben von Fæder, Nr. 1 — 37. S. 19 — 84 in Monumenta Lituanica antiqua T. III. S. auch Sæm. Historie af Danmark Tom. XII und XIII. ja den baltischen Jahren.
- 82) S. 112. §. 26. f. Schrift Sæm. Historie af Danmark, Retskræfter 1030. Seite 491.
- 83) S. 113. §. 19. Die Leistungen über die Verträge der Retskræfter an Danmark sind sammtlich aufgeführt in Norsk Samlede Collectionen.
- 84) S. 114. §. 1. v. a. f. handschriftl. Urk.-Buch, herausgegeben von Sæm. S. 547.
- 85) S. 115. §. 2. Die schwedische Retskræfter, welche die Insel Seeland von Schweden trennt, und welche keine schwedische Retskræfter, von dem Namen der Retskræfter genannt wird, steht im Mittelalter von Namen Retskræfter. Der Name Retskræfter kommt bei den Schweden schon im Jahre 1343 vor, f. Sæm. Historie af Danmark XIII. 77. In Augustus Retskræfter Retskræfter heißt diese Retskræfter Retskræfter f. Sæm. Retskræfter zum Kap. Kommunikation 21. Der Name Retskræfter wird in den handschriftlichen Urkunden, bei Schweden und bei diesen Retskræftern vollständig geschrieben: Retskræfter, Retskræfter, Retskræfter, Retskræfter, Retskræfter, Retskræfter, f. handschriftliches Urkundenbuch herausgegeben von Sæm. S. 491, 492, 641, 642, Urkundenbuch S. 369 und 394. Retskræfter Sæm. I. 159, 224, 255, 286, 360. II. 45, 51, 60. Retskræfter Sæm. XXXVI. in Fæderens collection de lois anciennes III. 413. Die Retskræfter der Retskræfter Retskræfter wird vollständig angegeben. Die Retskræfter, daß baltische „baltische Retskræfter“ baltische, liegt auch. Sæm. Historie af Danmark XIII. 508 nicht angegeben, daß bei den Retskræfter

nach so viel tek das möglich narrow bebrukt und das möglich
 noomend den „engen Gant“ beplähet. — Wenn von Bornen
 (Buch II. Kap. 38 in der Ausgabe von Lappenberg in Paris, Mo-
 num. Germ. VII.) spricht von dieser Rottunge, ohne sie zu be-
 nennen, sieht dagegen aber bereits das alte Helsingburg,
 Helsingborg namentlich an: „Hoc factum est inter Scania et
 Seland, ubi solent reges arvali bello conficere. Est autem
 brevis transversus Baltici maris apud Halsinburg, in quo loca Se-
 land a Scania videri possit, familiaris latibulum pyralis. Ubi
 hoc, Helsingborg gegenüberliegende Helsingör (J. J. H. Schlo-
 gel, Geschichte des Königl. Schwed. Reichs. Aus dem Schwedischen
 übertr. von Garsner I. 363. Kapitel VI, wo auch das Schwedische
 über die ältere Geschichte der Stadt nachzusehen ist.

Zum weiteren Verständnis der in den hauptstädtischen Urkunden
 und Geschichtswerken vorkommenden alten geographischen Namen fol-
 gen folgende Bemerkungen hienzu. Helsingland ist der große
 Theil, der die Insel Jütland von Seeland trennt (J. Schmidt Geogr.
 II. 198. Helsingland, virdahe portus, Helsingland, die Bucht
 zwischen dem Inseln Jütland und Seeland. (J. J. H. Schlo-
 gel, II. 546, 548. Hist.-G. II. 489, Dahlmann I. 322. Kopenhagen
 heißt in den hauptstädtischen Urkunden gewöhnlich Koppenhagen, (J. J. H.
 II. 622, 623 u. a. Ueber die Gründung des Landes durch den
 Bischof Absalon im Jahre 1168 (J. Dahlmann III. 17. Absalon
 nannten die Danen gewöhnlich Helsingher; wozum, ist nicht
 unbekant. (J. J. H. II. 331, 679. Helsingher G. 356 heißt der
 Ort auch Helsingher. — Roskilde am der südlichen Küste Kors
 wegen kommt schon im Jahre 1293 vor, (J. 248. Hist.-G. DCL. —
 Die Werthe nannten Dänen und die Danen die „Werthe“
 im Helsingher zur Ostsee; Dänen I. 159. J. J. H. II. G. 608,
 Werthe ist der alte niederdeutsche Name für die Straße von
 Salts (J. J. H. II. G. 444 und Hamburger Geschicht vom
 Jahre 1270. Hist. X. Die Insel Helgeland heißt den Dänen
 „Hölgeland, Höligenland,“ bei Rasmus (die südlichen Hronen
 herausgegeben von Garsner II. 544, und besonders Lappenberg,
 über den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands. —
 Wenden wir uns nun dem Osten und Westosten zu, so hat bereits

Sie heißen Hildbrunnener nicht ausdrücklich. Rongorob heißt durch-
 weg Rongorob. Aus dem Namen Pelson, welcher der deutsche
 Name schon war außerordentlich, wurde Hildern gemacht. Der-
 selbe heißt hiesig Darbek, Pelson ist hier Hildern, s. p. 3. hies.
 Hrl.-B. 280. In germanisch „Rogor“ ebenfalls 35. Hilt-
 ronnen nennt Dalmat I. 363 „Rogor“ oder „Hil“, s. Dahl-
 mann II. 76. Griefswald genöthigt Griefswald, Kallian
 hiesig Taulian oder Taulen, s. hies. Hrl.-B. 310 und Hildern
 Hrl.-B. CDVIII. Nachdrücklich möge hier auch die eben im Jahr
 43 erwähnte Stelle aus dem Urtheile Marins Quaresimii ihren
 Platz finden: „Sunt autem in Helotia et in Sclavia, ubi per-
 sonaliter affat, notabiles multae terrae, juxta flumina aut stagus
 multis pinguibus habitatoribus affluentes: Amburg velint, Lu-
 bee, Vismar, Rostoe, Xandis (Xumbis, Hirschhut), Guspinal
 (Griefswald), Sartin (Stirna), de quibus trahi possent copis
 multa bonae gentis.“ Secreta fidelium crucis Lib. II. pars IV.
 cap. XVIII. in Bongard gesta dei per Francos. Was endlich den
 germanischen Herkunftsnamen anbelangt, so hatten die Quaren-
 den diesen Theil der Erde noch keinen bestimmten Namen. Die Rufen
 begründeten schon früh den nördlichen Theil jenes Gebietes zwischen
 Hoyer, der Rönnebüschung und Rarna mit dem Namen Rellingen,
 der Rellin. Die Rarna heißt bei den Quaren die Ra. Die Insel
 Rellingen, die in dem Briefe des Fürsten Jaroslav vom
 Jahre 1209 genannt wird, ist die jetzige Rönnebüsche Insel. Die
 Insel Werle, die in dem „Gedächtnisse einer zu erlöschenden Urkunde
 über die Geschichte der Deutschen und Welfen in Rongorob“, vom
 Jahre 1231 erwähnt wird, ist das heutige Werle, Werle oder
 Werle-Hilant. Rellingen sowohl wie Werle gehörten im drei-
 zehnten Jahrhunderte noch zum rönnebüschigen Gebiete, wiewohl
 meines frühern Angabe in „Hilant u. d. Hies. deutsch. Hilant u.
 4. 167, daß die Herrschaft der Rongoroben sich damals nur bis
 zur Rönnebüschung erstreckt habe, sich als irrig ergibt. Beider alte
 hiesige Namen s. Schöbergs Nachrichten zur Geschichte der Al-
 tern Geschichte Hilderns S. 236—237. Krugs Forschungen in
 d. Alt. deutsch. Hildern II. 627 und folg. Hildern Hrl.-B. 30
 und 34. In dem ältesten Hildern erwähnt, nach Schöbergs Ansicht,

- 94) S. 121, Z. 21. f. dieselbe Schrift von Sappenberg S. 2.
- 95) S. 121, Z. 26. Diese Bestimmungen f. bei Werdenslagen, de re-
publica baneraria part. IV. cap. IX. S. 57.
- 96) S. 122, Z. 1. f. auch hierin hat Gemeners in der sechsten ange-
führten Schrift von Sappenberg.
- 97) S. 122, Z. 10. Hierin habe Versuche Evidenz der Mängelung
zu geben f. Gemeners Geschichte des schlesischen Königsst. bis
zum Jahr 1463 in Gemeners historischer Schriften Theil III.
- 98) S. 122, Z. 23. „Eumale hiß er auf dem Sentiment: Wir kaufen
von dem Engländer den Fischsalz für einen Groschen und ver-
kaufen ihn den Fischhändler wieder für einem Gulden.“ f. Dassel-
mann, Geschichte der englischen Revolution. Cap. II.
- 99) S. 124, Z. 1. In dem hiesigen Versteigerung hat S. 156—161
per Vergleichnisse von Gütern abgehandelt, welche verchiedenen deut-
schen Kaufleuten auf dem Wege zwischen Königsst. und Berlin in
den Jahren 1288 bis 1311 durch die Kassen abgenommen worden
waren. Unter den darin angegebenen Handelsgegenständen be-
fanden sich auch große Massen von sogenannten -opus Romanense-
was, wie Sappenberg schon bemerkt hat, nichts anderes als
Silberpulver sein kann, welches in Bremen abhandelt und nun
wieder nach Russland gebracht worden war, um dasselbst verkauft
zu werden.
- 100) S. 124, Z. 2. Hieselbst bezeugen die Kaufleute auch fertig abge-
richtete Silber und Silberpulver von den russischen Fürsten, so wie
z. B. das „Kulisch“ oder „Kulisch“, verkauften Silber ge-
nannt, welches nichtist das heutige Silber S. f. die Beiliste
für Blankens vom Jahre 1332 im hies. Hist.-B. S. 63 und die
Zusätze zur Münz vom Jahre 1346 ebenfalls S. 271. — Das
Silberpulver billete für die Deutschen in Königsst. einen ihrer
wichtigsten Handelsgegenstände, denn die größte Kaufmannschaft ge-
hörtet nach, weil die russischen Silberkäufer sich die manni-
faltigsten Gegenstände zu beschaffen kommen ließen. Die Verkäufer
von St. Peter sahen sich daher genöthigt, immer neue Warnungen
und Verordnungen zu erlassen, um die Kaufströme des Silber bei
ihnen zurückzubehalten den russischen Silberkäufern gegenüber
möglichst höher zu stellen. So wurde z. B. den Kaufmannschaften

eingeschickt, war in jedem Sinne, was sich die Güte der Pelze genau prüfen ließ, und den Kaiser beschloß zu machen, seiner beim Einkauf von gewöhnlichen Dingen dieser Natur nicht an sich zu nehmen, was der Kaiser nicht vorher in seiner Beschaffung sorgfältig untersucht habe u. a. m. (s. hant. Hist.-B. S. 273, 275 u. f. m.). Erwähnt sind auch die Vorschriftenregeln angegeben, welche den Hofbedienten in Bezug auf den Wachschaufel mit dem Kaiser anzuwenden waren, da dieser Beschäftigt ebenfalls zu nichterhöhten Bediensteten gehören der Kaiserlicher Hofe gegeben habe.

101) S. 124. §. 3. Unter dem Titel, welche die Deutschen aus Schweden holten, war besonders das sogenannte Domanbuch ein der wichtigsten Handelswaren. Nach dem im hant. Hist.-B. S. 187 mitgetheilten Urtheil des Schwedischen Handelsmann vertrat dieser Güte in Schweden die Güte der Dinge. Das erste Domanbuch ging nach Lissabon, wo es angekommen und verkauft wurde, die Kaiserliche Hofe die Kaiserliche Hofe. (s. auch Lissabon, Monarchie Geschichte X. 550.)

102) S. 124. §. 5. Die Deutschen brachten z. B. Kaiser nach Rom geriet: im Jahre 1295 schickte König Roger II von Schweden den Offizier den er unter der Leitung des Kaiser im hant. Hist.-B. S. 187 mitgetheilten Urtheil des Schwedischen Handelsmann vertrat dieser Güte in Schweden die Güte der Dinge. Das erste Domanbuch ging nach Lissabon, wo es angekommen und verkauft wurde, die Kaiserliche Hofe die Kaiserliche Hofe. (s. auch Lissabon, Monarchie Geschichte X. 550.)

103) S. 124. §. 7. Unter dem Titel, welche die Deutschen aus Schweden holten, war besonders das sogenannte Domanbuch ein der wichtigsten Handelswaren. Nach dem im hant. Hist.-B. S. 187 mitgetheilten Urtheil des Schwedischen Handelsmann vertrat dieser Güte in Schweden die Güte der Dinge. Das erste Domanbuch ging nach Lissabon, wo es angekommen und verkauft wurde, die Kaiserliche Hofe die Kaiserliche Hofe. (s. auch Lissabon, Monarchie Geschichte X. 550.)

104) S. 124. §. 8. Im Jahre 1327 brachten z. B. der Kaiser nach Rom geriet: im Jahre 1295 schickte König Roger II von Schweden den Offizier den er unter der Leitung des Kaiser im hant. Hist.-B. S. 187 mitgetheilten Urtheil des Schwedischen Handelsmann vertrat dieser Güte in Schweden die Güte der Dinge. Das erste Domanbuch ging nach Lissabon, wo es angekommen und verkauft wurde, die Kaiserliche Hofe die Kaiserliche Hofe. (s. auch Lissabon, Monarchie Geschichte X. 550.)

eingewanderten gewerbsfähigen Seeländer die Aufnahmestadt bräuen
 den haben. Es auch Wiber, die Handelsreisende in der Handels-
 geschichte, der W. S. daran erinnert, daß auf den westlichen Schiffen
 lagern der Kaufm. nur Einkommen aus den westlichen Städten
 verkauft und nur Salz aus Flandern zum Verkauf der Fährte
 gebracht werden durfte.

105) W. 124. A. 13. „Ob wir auch es am schickere zu sein der
 Santa Martines Taghe es lenger so winterliche jahren der
 verschicken wollen. Da Santa Martines Taghe sol es am
 schickere so der sie schicken so der verschicken wollen“, so lautet
 der beschreibende Artikel des alten hantwerker Schreinermeisters, welcher
 der westliche der alten Städte so wie der hantwerker Schreiner
 (J. Pardessus coll. de lois marit. III. 330. 342. 467). Die Be-
 fahren, mit welchen eine Fahrt und Winterreise in den westlichen
 hantwerker westlichen Städten verstanden ist, veranlassen die Be-
 fahren schon früh zu der Bestimmung, daß diese hantwerker Schreiner
 nach dem ersten November ihrer Schiffe in der schickere sein.
 Die von St. Martinstage begann die Winterreise für die west-
 lichen hantwerker Handelsreisenden. Groß Martin hat mit der Bestimmung
 gemacht, daß sich die hantwerker Schreiner noch heute in West-
 land erhalten hat. „Die geschickten Schreiner gehen vom
 Westlandstage, der 6. Dezember, die nach Westland der West nicht
 zu fahren; kann nicht es zu den neuen Jahren gemacht: Es
 sollenen dyndenen.“ Die Kaufleute mußten frohlich die Zeit
 der Winterreise weiter ausdauern. Im Jahre 1391 rathschloß sich
 die schickere Tagfahrt dahin, daß ihre hantwerker Schreiner ge-
 schickte Martin und Schickere, der 2. Februar, aus einem schickere
 nach einem westlichen, oder von einem westlichen nach einem ist.
 Diese Fahrt fahren soll. (J. Pardessus II. 458.) Insofern kann
 diese Bestimmung wahrscheinlich nicht bei allen Städten stehen.
 Die hantwerker Westländer einflussreich städtischer gelegener hant-
 werker machten es möglich, die Fahrt der Winterreise die gegen
 Ende der Monats Februar auszuhalten. Im Jahre 1417 wurde
 daher der 22. Februar, Petri Schickere, als der Ausgangspunkt
 der Winterreise festgesetzt (J. Pardessus II. 465); und im Jahre
 1470 rathschloß man sogar in Bezug auf Westland zu bestimmen, daß

nach Michaelis sein Schiff mit „Holländen“ wieder
fahren sollte (f. Pardessus II. 487). Später nahm man dann
wieder den Termin vom 2. Februar an, f. Gortelsius, Geschichte
des holländischen Handels II. 716.

Neben jenen älteren Vorschriften in Betreff der Winterlage
steht sich nun in den holländischen Statuten eine höchst merkwür-
dige Nebenbestimmung. Das Vordere und der Hintere Theil, die
zu den wichtigsten Handelsartikeln des Handels gehören, konnten
unmöglich diese Vorschriften unterworfen werden. Im Hintern,
jenseit der letzten Postenreihe, auf deren Verladung und Verladung
die Handelsleute eine so große Vergeltung erwarteten, mußte wohl
wenigstens vor dem 22. Februar erlaubt werden, um der
Nothwendigkeit der Besatzung zu den bestimmten Winterungszeiten entgegenzutreten.
Ein nicht minder wichtiger Grund lag für den möglichst frühen
Transport der Güter vor, die in den meisten Fällen nicht
gekauft wurden und die bei verzögerter Befrachtung leicht ver-
derben konnten. Diese Gründe nun veranlaßten die Städte, schon
im Jahre 1394 im Allgemeinen festzusetzen, daß Schiffe, die mit
Vordere, Hintere oder Hintere befrachtet wären, den Termin des
2. Februar nicht eingehalten brauchen, und als später 1417 die
Winterlage bis auf den 22. Februar ausgedehnt wurde, trafen
die Städte die folgende Bestimmung, daß falls ein Schiff nach
vor dem St. Nicolaustage sein Schiff mit Vordere und Hintere be-
frachtet habe, es ihm erlaubt sei, nach in Vor zu gehen, um den
„Markt“ zu erreichen, für den seine Ladung bestimmt wäre. f.
Körps die betreffende Stelle bei Pardessus.

- 106) G. 125. §. 3. Ueber die Güter des Heiligen St. Peter zu Rotterdam
f. Holand und die Kaufleute holländischer Städte im holl. Statuten
Kap. VIII. nach den dazu gehörigen Anmerkungen. Die zwei
ersten Abschnitte dieser Güter f. im holl. Statuten G. 700—711.
Spätere Absätze, die im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts zu
der Güter gemacht wurden f. im holl. Statuten G. 203—204.
107) G. 125. §. 10. f. diese Bestimmungen im holländischen Statuten G.
203—403.

- 108) G. 125. §. 16. Ueber den Geschäftsvorschlag der Kaufleute zu Scher-
pen, Bergen und Bergen, f. Gortelsius, holländische Geschichte des

- Ueberrung der deutschen Sprache, herausgegeben von Hagenberg
 Theil I. Zweite Abtheilung, Abtheil 4, 5 und 7.
- 109) S. 126, B. 1. Ueber das alte niederländische Gerrecht (f. Pardessus
 collection I. 425—524.
- 110) S. 126, B. 3. f. Pardessus II. 423—528.
- 111) S. 126, B. 28. *Geffier erkrankt in seinem europäischen Reisen:
 nicht bei Segenward, Brüssel 1848, S. 137 daran, daß gegen die
 Niederlande Spanien und Portugal die Schrift von G. Geert
 -more liberum, Leyden 1699, gerichtet war.
- 112) S. 127, B. 3. f. Geffier ebenfalls und Whetton, histolre des
 progrès du droit des germ. Zeitsch 1846, Tom. I. 199.
- 113) S. 127, B. 14. Ueber die Völkertafel im französischen Reichthum
 und über Zeitungen (f. oben Nr. 65).
- 114) S. 127, B. 24. Das Fährden Urkundenbuch enthält S. 446 und
 447 zwei Schreiben der Äbtissin Jodel und Gumpen an Eilard,
 worin Eilard sich beklagt, daß es Eilard gelungen sei, zu be-
 wirken, »quod nos Frisones nec Flandrenses, sicut hactenus
 contra antiqua jura fecerunt, per mare orientale versus Geth-
 landiam nullatenus navigare amodo permittantur.« Hierin auch
 Eilard „eine deutsche Schule und deren Ethik“ in Schenkels
 allgemeiner Zeitschrift für Geschichte V. 241 und folg.
- 115) S. 128, B. 1. In der zweiten Ede des Hofes Ed. Eilard aus
 der ersten Ede des hochheiligen Jahrhunderts heißt es gleich
 zu Anfang: »Ei völich werden silvoren si geboden bewillikene
 kapmann dydenchen, dat he tien gut in kompanie hebbe mit
 den Ruere unde ene der Ruere gut nicht ne voere te endere.
 Liberwis sal et wesen, alle innen voeret Walen alle Fleminghe,
 alle der Engelen gut in kompanie, alle te endere.« Eilard.
 Urk. B. S. 702 und 704.
- 116) S. 128, B. 6. In Betreff des englischen Gerrechts im Mittel-
 alter (f. Brinkmann, das germanische Gerrecht S. 60—65).
- 117) S. 128, B. 13. Für die Försung einer gerechten Kriegs-
 und Friedensmanne von Verwaltung stören unethische Gerichte.
 Eilard des Reichthum im Leben die höchsten Erhebungen macht,
 werden die Gerichten seiner Herrschaft im Wesen (etwch) zu Ende
 wie zu Ende, wurde im hochheiligen Jahrhundert, immer nicht

- under sie selbst, die dies recht ist zu ihr, wir wollen stat zu
zu ein. (246. Hist. v. d. G. 700.
- 129) G. 121. B. 18. Bericht über die Verhandlung der 121. Sitzung. G. 525.
- 130) G. 131. B. 21. (246. Hist. v. d. G. 591, 600.
- 131) G. 131. B. 24. (246. Hist. v. d. G. 491, 492.
- 132) G. 132. B. 1. (246. Hist. v. d. G. 493, 494.
- 133) G. 132. B. 10. Das Buch über die Geschichte der mittelalterlichen
gen. Kriegs- und Handelsverträge ist enthalten in A. J. J., glanzvoller
antiquaire. Paris 1848. Firmin Didot. Man siehe auch das ältere
Buch von demselben Verfasser: *Archéologie navale*, zwei Theile;
Paris 1848; enthält auch Verträge über angeführten Vertrag: Die
Geschichte der deutschen Seemacht G. 389. Es wird immer schwer
sein, sich ein vollständiges Bild von jenen Kriegen, Kämpfen, Schwa-
ken u. s. w. zu verschaffen, da in den Berichten der gleichzeitigen
deutschen Chroniken nur sehr spärliche Nachrichten enthalten
sind, aus denen sich einige Schlüsse auf die Thatsachen und Entwick-
lung dieser verschiedenen Verträge machen lassen. Den besten
Hilfsstoff bilden hier auch immer die alten Chroniken, auf
denen sich das ganze Verträge von Schiffen befinden.
- 134) G. 132. B. 19. (246. Hist. v. d. G. 493, 494.
- 135) G. 133. B. 2. (246. Hist. v. d. G. 595 und 496.
- 136) G. 134. B. 11. Bericht, über die Verhandlung der 134. Sitzung. I. 229, 230.
- 137) G. 135. B. 14. (246. Hist. v. d. G. 296 und 473.
- 138) G. 136. B. 5. (246. Hist. v. d. G. 508, 515, 517, 524, 526 u. 527.
- 139) G. 136. B. 17. (246. Hist. v. d. G. 503 — 507 und 535.
- 140) G. 137. B. 2. (246. Hist. v. d. G. 511, 512.
- 141) G. 137. B. 9. (246. Hist. v. d. G. 516, 527, 537 und 540.
- 142) G. 138. B. 17—21. (246. Hist. v. d. G. 296, 298, 299.
- 143) G. 139. B. 1. Bericht über die Verhandlung der 139. Sitzung. I. 229, 230.
zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts G. 37 und 38. Bericht über
die Verhandlung der 139. Sitzung. I. 229, 230.
- 144) G. 139. B. 13. 246. Hist. v. d. G. XIII. und 140. Bericht über die
Verhandlung der 139. Sitzung. I. 229, 230.

- 145) §. 140. §. 7. (Bartholin, Geschichte der Befreyung der Danz. *Op.* 163 — 191.
- 146) §. 140. §. 19. Helmsold, *chron. Slav. ed. Bangert Lib. II. cap. XII. p. 235*: »In Novembri milia fiant vehementius ventis, multum illis halet capibus, et patet mercatoribus liber accessus, si tamen ante Dec. termino legitimus non persolverint.«
- 147) §. 140. §. 26. *Chron. Slav. lib. III. cap. V. p. 306.*
- 148) §. 141. §. 24. Ueber das Ausfließen des Eises an der schlesischen Küste im Jahre 1425 (Zachmann, *Gesch. v. Pommern III. 121. Num. 1.*
- 149) §. 142. §. 2. (dem Note 146.
- 150) §. 142. §. 3. (Chron. Slav. lib. VI. cap. XIII. nach Zedlitz, *Geographisches per Gesch. Nöthen §. 28.*
- 151) §. 142. §. 10. Lacépède *histoire naturelle des poissons X. 203.*
- 152) §. 142. §. 21. Valenciennes erwähnt an das unter den Fischen zu Belgien gehörigste: Eyschwert: »A l'une levant, l'autre broquant.« (Histoire naturelle des poissons par Cuvier et Valenciennes, tome XX. Paris 1847. p. 61.
- 153) §. 142. §. 23. Ueber den sogenannten Eisingesäß (eisensäß) p. 62 nach 63.
- 154) §. 143. §. 1 bis 6. (Lacépède 205 — 207 nach Valenciennes 59.
- 155) §. 143. §. 16. Dr. Peters hat mir in Gehors der Nachrichten des Eisinges folgende Mittheilung gemacht: »Nach meiner Ansicht ist die schlesische karamanische Lage der Eisinges nach bestimmten Gegenden nämlich der vorerwähnten nicht aber näher näher folgende Beschreibung der Fische zuzuschreiben. Alle wandernden Thiere haben eine Kelch, zur Fortbewegungstheile ihre alle Schmelz nicht aufzuheben. Es wird daher, bei der großen Fruchtbarkeit der Fische, die an gewissen Küsten zur Fortpflanzung erforderte Menge durch den Gang ihrer Abnahme erlösen, so lange die Nachkommenschaft sich ebenfalls in denselben Verhältnisse einwirken kann. Durch beständig unglückliche Kämpfe, große Stürme, ungewöhnliche Kälte und dergl. kann aber die Zahl vermindert werden. Hieraus läßt sich erklären, warum die Eisinges an einigen Orten auf einmal aufhört haben, während sie an anderen Orten, wo die Verhältnisse besonders günstig ge-

weisen, aber wo durch Schenkungen oder durch Güter eine große Menge von Geld aufbewahrt oder abgelegt war, ungewöhnlich reich erscheinen.

156) G. 143. B. 20. Boll, Stegesser v. brensch. Uffersäter G. 47 u. 58.

157) G. 143. B. 26. Selig, Geschichte Preussens IV. 297. Hier die Trennung im J. 1315 s. Reimar I. 205.

158) G. 144. B. 2. s. Reimar I. 314. Grosse Hefel zum Jahre 1324: *«Pacta et strata communis de civitatibus stagnalibus in Prutium, Daciam et Livoniam per gladium feminissimum equestribus et pedestribus.»* G. 1006.

159) G. 144. B. 6. Pater de Dussburg chron. ed. Hartmann p. 375 (auch Selig III. 295).

160) G. 144. B. 15. s. hant. Urk. u. G. 321 u. 322.

161) G. 144. B. 25. Ueber die Schenkung des Herkes v. Bille. (Dahlmann, Gesch. v. Dänemark. II. 12. Anmerk. 1.

162) G. 146. B. 1. s. hant. Urk. u. G. 600 und 604.

163) G. 146. B. 15. s. ebenfalls G. 606 u. 608. Das der Schenkung des Güters Tagesfest am Mikeltage, nämlich am 19. nicht am 17. November war, wie im hant. Urk. u. G. steht, hat Dahlmann bereits bemerkt. s. Gesch. v. Dän. II. 26.

164) G. 147. B. 19. *«Item dicitur dominis quod unus terminus placitarum cum rege Danorum in festo purificationis servandus est sumptus, ubi rex ipsa civitatibus dampna eorum, quae competant ad valorem IX^m M. mase. pari argenti, refundere debet.»* s. hant. Urk. u. G. 614. Die abschließige Antwort des Königs s. ebenfalls G. 617.

165) G. 148. B. 1—3. ebenfalls G. 620 u. 621.

166) G. 148. B. 12. Dahlmann II. 26.

167) G. 148. B. 20. s. hant. Urk. u. G. 619 u. 620. Es gab bei uns einem Kaiserthum Hanses Bruns von Dornberg in Lübeck, der während des hiesigen Krieges zu vertheiltem Nutzen der Abgesandten der Stadt auf den Tagesfesten erschien. Der Reichshauptmann Dornberg, der auch den Hermann Bruns hieß, lebte nicht im Rath; er starb im J. 1309 in Schonen und wurde bestattet, wie Reimar Aod erzählt, in der Marienkirche zu Lübeck beigesetzt s. Quast II. Schonen I. 474 u. 475.

- 166) *Q.* 148. *S.* 27. f. *Deßmann II.* 27 u. 28.
 169) *Q.* 148. *S.* 1. •Item quod quivis debet esse expeditus cum
 suis armis in proclama facto paret u. f. v. • f. *hans. UrL./B.*
Q. 620.
 170) *Q.* 148. *S.* 7. Ueber diese hantburger Tageszeitung f. *hansföcher*
UrL./B. *Q.* 614 u. 621, wozu sich ergibt, daß dieselbe schließ-
 lich im Herbst 1368 auf päpstlichem Wege beschliffen wurde.
 171) *Q.* 149. *S.* 28. *Wagen, Geschichte of Danmark XIII.* 610—613.
 172) *Q.* 150. *S.* 11. Die westliche Station von der Silbersee, von
 Ostland aus von Ostland hatten schon auf der Silber Tageszeit
 die Kreuzung erhalten, daß zu Polstersteinen fertig zu halten und
 sich bei Kreuzung zu versammeln, f. *hansföcher UrL./B.* *Q.* 607.
 Das Weitere f. bei *Wagen Q.* 612 u. 613.
 173) *Q.* 151. *S.* 3. Ueber die Belagerung Grönbergs f. u. a. auch
 im Bericht Bruns von Hantschop an den hiesigen Rath, *hansf.*
UrL./B. CCXXXV.
 174) *Q.* 151. *S.* 8. f. *chronikist Q.* 653 p. 8. das Verzeichniß der
 von den Hiesigern aufgeschickten hiesigen Schiffe.
 175) *Q.* 151. *S.* 27. Die erste Werdung über das Hiesigste fand
 am 6. October 1368 zu Stralsund statt. f. *hansf. UrL./B.* *Q.* 632
 u. folg.
 176) *Q.* 152. *S.* 5—20. *chronikist Q.* 632 u. 632.
 177) *Q.* 153. *S.* 3. *Quittung Q.* 532.
 178) *Q.* 153. *S.* 8. *hansf. UrL./B.* *Q.* 678 u. folg.
 179) *Q.* 155. *S.* 26. f. *Antiquar Geschichte des hantfränkischen Meeres*
II. 136.
 180) *Q.* 156 u. 157. Ueber den Auftrag Kaiser Karls IV. im Herbst
 f. *Deimar I.* 300 u. 301; *ehinse Gerner p.* 1124 u. folg.

ROTANOX
oczyszczanie
VI 2015



Schlözer K.

KR IV.2.5

nr inw. 34797